Paed.pr. 4461 w

<36625963990018

<36625963990018

Bayer. Staatsbibliothek S

Voltz inv.

Louise.

Lehrreiche
Darstellungen
für
Knaben und Mädchen

bestehend:

in moralischen Gedichten, Erzählungen und Fabeln; interessanter Notizen aus Natur- und Völkerkunde und Sentenzen der Lebensweisheit.

Gesammelt und herausgegeben
von
C. V. H. Lange.

Mit sorgfältig gearbeiteten und fein illuminirten Kupfern.

Nürnberg und Leipzig,
im Verlage der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

um 1800

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/03/221

Inhalt.

Seite

Kleine Gedichte.

Aufruf an die Jugend . . . 1
Louisens Gedanken beim Anschauen einer Rose 1
Heinrichs Empfindungen am Geburtstage seines Vaters 2
Marianens Empfindungen am Geburtstage ihrer Mutter . . . 3
Geschwisterliebe 4
Robert an seinen Sohn . . . 5
Morgenlied 5
Lied im Frühling 6

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite

Freundschaft 7
An einem Aehrenfelde . . . 9
Das Gewitter 10
Gefühl auf einem Kirchhofe . . . 11
Das stille Dörfchen 12
Der fromme Hirtenknabe . . . 13
Minna an ihr Lämmchen . . . 14
Fritz an sein Taubenpaar . . . 14
Herbstlied 15
Die Mondnacht 16
Aufmunterung zur Freude . . . 17

Kleine Erzählungen und Fabeln.

Sadi 19
Der edelmüthige Bauer . . . 23
Der Mann einzig in seiner Art . . 25
Das Schwerste und das Leichteste . 32

Seite

Die Ameisen und die Grille . . 33
Ausharrende Demuth 34
Die Wohlthätige 37
Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen . . . 39
Die Reise durchs Leben . . . 43
Ein ganz untrügliches Mittel sein Leben zu verlängern 59
Arbeitsamkeit 62
Warnung wider die Verschwendung der Zeit 63
Erst klein, dann groß . . . 68
Eine Handlung der Gerechtigkeit . . 71
Die Blumen-Beetlein . . . 73
Der kleine Ritter 76
Das Farbenspiel 79
Der gute Sohn 82
Geschichte des jungen Alwils . . 86

Seite

Die Krone des Alters 93

Der dankbare Jude 95

Gute Folgen einer guten That . . 98

Lebensweise der Bewohner der Südsee-Inseln.

Lebensweise der Einwohner der Sandwich-Inseln 101

Lebensweise der Einwohner auf Van Diemens Land 107

Lebensweise der Neu-Kaledonier . 114

Lebensweise der Einwohner auf den Admiralitäts-Inseln . . . 120

Lebensweise der Neu-Seeländer . 124

Lebensweise der Bewohner von der Insel Feuerland 129

Lebensweise der Einwohner von der Insel Anamoka oder Rotterdam . 134

Seite

Lebensweise der Neu-Californier . 139

Lebensweise der Einwohner der Insel Otaheiti 145

Lebensweise der Patagonen auf der südlichen Halbinsel von Amerika . 151

Lebensweise der Einwohner von der Insel Vancouver 157

Lebensweise der Orotchis . . . 163

Interessante Gegenstände aus der Naturkunde.

Das Ichneumon 169

Das Chamäleon 171

Die Moschus-Maus . . . 176

Die amerikanische Viverre . . . 178

Der große Ameisenfresser . . . 180

Der Macoco 182

Der Opossum aus Virginien . . 185

	Seite
Der Mormon	188
Der Silen-Affe	191
Der langhändige Affe . . .	192
Der Contor aus Peru . . .	194
Der Goldfasan	196
Der Grund-Papagei . . .	200
Der Pelikan mit dem rothen Schnabel	202
Der Upupa, Felsenhahn . . .	204
Der größere Paradiesvogel . .	206
Der geschmückte Colibri . . .	208
Der Flamingo	211
Sentenzen der Lebensweisheit . .	213

Aufruf an die Jugend.

Nützet die Tage;
Sie fliehen pfeilschnell!
Liebet die Tugend;
Sie macht das Grab hell.
Ehret das Alter;
Befolgt seinen Rath.
Säet viel Edles,
Zur himmlischen Saat.

Louisens Gedanken beim Anschauen einer Rose.

O schöne Rose! köstlich,
Erquickt dein süßer Duft.
Wie reizend deine Farbe;
Sie zur Bewund'rung ruft,

Des, der dich schuff so lieblich,
Dir gab die hohe Pracht.
Dein Reiz verschönt den Morgen,
Dein Duft die Frühlingsnacht.

Doch ach! — doch ach! — vergänglich
Ist Deine holde Zier.
So Jugendreiz verschwindet!
Du Rose sagst es mir.
Drum will ich unabläßig
Mein Herz dem Edlen weihn;
O dieser Reiz schmückt köstlich,
Wird unvergänglich seyn.

Heinrichs Empfindungen am Geburtstage seines Vaters.

Den theuern Vater, guter Gott,
Umschirm mit deiner Gnad'.
Mit heitern Lebensfreuden — o!
Verschön're seinen Pfad.

Laß ihm noch oft den schönen Tag,
So wie heut, feiern. — Dir,
Ists leicht zu schirmen Lebensglück,
O schirme seines hier.

Marianens Empfindungen am Geburtstage ihrer Mutter.

Mutter — Geliebte! Das köstlichste Heil,
Sei stets auf Erden — auf Erden, dein Theil. —
Diese süß duftenden Blumen, hab ich
Sorgsam gepfleget, zur Freude für dich.

Feire den herrlichen Tag oft noch froh;
Zärtlich beglück' deine Liebe mich so
Als wie bis heute. — O Theure! ich,
Bitt' stets den Himmel um Segen für dich.

Geschwisterliebe.

Wie lieblich ist es, einen Kreise
Von liebenden Geschwistern sehn;
Wo jedes mit der frommsten Weise,
Des andern Glück sucht zu erhöhn.

Die niedern Eigennutz nicht kennen,
Den garst'gen Neid verachten, nie
Entflammt durch Bosheit, Rachsucht brennen;
O wie beglückt, beglückt sind die.

In solchem Kreise blühen Freuden,
Dem Vater nach des Tages Müh';
Das Herz, das Aug' der Mutter weiden,
Sich an der süßen Sympathie.

Die Gottheit sieht mit Wohlgefallen,
Herab in einem solchen Kreis;
Und reicher Segen blühet Allen
Auf Erden oft, durch ihr Geheiß.

Robert an seinen Sohn.

Gott ist groß! o bet ihn Seele
Tief im Staub und Demuth an.
Gütig lenkt auch dein Geschicke,
Er, der lenkt der Sterne Bahn.
Zage nicht! in Nacht und Graun,
Wird sein Auge auf dich schaun.

Und gebeut sein mächt'ger Wille,
Dann verschwindet alle Noth;
Auf den Feldern der Verwesung
Herrschet dann nicht mehr der Tod.
Um auf ewig glücklich seyn,
Darfst du nur dem Herrn dich weihn.

Morgenlied.

Wie schön — wie schön, o goldner Morgen!
Beglänzt dein Licht die ganze Flur.
Ich bin erwacht froh, ohne Sorgen,
Und sing mein Lied in der Natur.

O seht! wie glänzt vom Thau die Wiese;
Wie jubelnd dort die Lerche singt,
Die Kräuter, Blumen duften süße,
Der Morgen Allen Freuden bringt.

O Vater, der die Morgensonne
So prachtvoll schuff am Himmelszelt,
Gieb mir heut Brod und sanfte Wonne,
Auf deiner schönen lieben Welt.

Gieb mir ein Herz voll stillen Frieden;
Und laß mich stets in Unschuld freun.
Und kommt ein Leiden auch hienieden,
Ich weiß, du wirst mein Helfer seyn.

Lied im Frühling.

Des Frühlings holder Blüthenduft,
Und seine milde Balsamluft,
Erfreuen mich; ha, meine Brust!
Ist voll von froher Lebenslust.

Horch, horch! im Hain den süßen Schall
Der anmuthsvollen Nachtigall
Voll trunkner Lust, die Lerche hier,
Bringt auch ein Lied, o Frühling, dir.

Ich seh' so gerne Lämmchen euch,
Dich Schwan da auf dem Silberteich,
Dich dort du zärtlich Taubenpaar;
Ach alles bringt mir Wonne dar.

Es schimmert sanft im Abendgold
Die reich beblümte Erde; hold
Belebt ein Purpur ganz die Flur;
Wie schön — wie reich bist du Natur! —

Freundschaft.

Freundschaft bringt die reinsten Freuden,
Wohl dem der den Freund hier fand,
Der im Glück und auch im Leiden,
Reichet fest die treue Hand,
O der Freundschaft Schirm und Stab,
Machet leicht den Weg zum Grab.

Milden Trost im bangen Klagen,
Giebt sie an des Abgrunds Rand;
Will der Durstende verzagen
Reicht sie in der hohlen Hand
Einen Labetrunk; und nie
Weicht auf morschen Stegen sie.

Geht der Weg durch Lustgefilde,
Preißet sie des Schöpfers Macht;
Die sich zeigt im Halm Gebilde,
Und in hoher Linden Nacht.
Oft stimmt sie mit süßem Schall
In das Lied der Nachtigall.

Sie, die Treue, zieht am Hügeln,
Schlummernder, Cypressenlaub.
Thränen, sanfter Wehmuth, spiegeln
In dem Auge für den Staub,
Der hier weht. — Mit mildem Ton:
Ruft den Geist sie, der entflohen.

An einem Aehrenfelde.

O hohe Pracht!
Des Schöpfers Macht
Verkündet groß sich hier.
Wie reich, wie schön,
Die Saaten stehen,
Dankt Menschen ihn dafür.

Bei Jubelsang,
Tönt bald der Klang,
Der Sicheln hier am Feld.
Dann wird vergnügt,
Was um uns liegt,
In Garben aufgestellt.

Schütz Herr die Saat,
Wenn sich ihr naht,
Die schwarze Wetternacht.
Gebiet': daß nie
Der Hagel sie
Zerstörr' in ihrer Pracht.

Dann können wir
Froh danken dir
Am hohen Erndefest.
O schöner Preis,
Für unsern Schweiß,
Den du uns reifen läßt.

Das Gewitter.

Es donnert! — Wohl, ich fürch' mich nicht,
Gott lenkt des Blitzes Lauf.
Wer lebt, wie es gebeut die Pflicht,
Schaut ohne Furcht hinauf.

Er sieht die schwarze Wetternacht,
Und betet: groß ist er!
Der Stürmen nun befiehl mit Macht,
Zu Brausen jetzt daher.

Ich weis es was mein Gott verhängt,
Das ist — das ist ja gut;
Der Wolkenstrom die Erde tränkt,
Daß all's gedeihen thut.

Ha welch ein Blitz! Sei gnädig mir
Du mächtig großer Gott!
Beschütz' das Haus der Eltern, für
Gefahr und banger Noth.

Ein Schirm sei deine Lieb' und Macht
Uns stets. — Wir preißen dich:
Wenn nach des Wetters dunkler Nacht,
Mild zeigt die Sonne sich.

Gefühle auf einem Kirchhofe.

Viel schlafen hier im Frieden;
Und tobt auch Sturmgeheul,
So bleibt der süße Schlummer
Auf immer doch ihr Theil.

Viel Blumen sproßen lieblich
Am frischen Gräbern auf;
Sie schatten sanft und kühlend,
Den Pilger nach den Lauf.

Will auf der Welt so leben,
Daß sucht ein edler Freund,
Einst meines Staubes Stätte;
Dort sanfte Thränen weint.

Das stille Dörfchen.

Mein trautes Dörfchen, o wie wohl!
Ist mir in deiner Nähe.
Entzücken wird mir überall,
Wohin ich auch nur sehe.
Die blaue Luft, der Silberbach,
Der Ulmen schattenvolles Dach,
Die Schäfchen auf der Weide,
Ach alles läd zur Freude.

Wie herrlich glänzt der ferne Berg
Im Abendgold. — O Wonne!
Es sinkt in hoher Glorie,
Des großen Gottes Sonne.
Dir Schöpfer Dank für dieses Fest,
Daß du mich wieder feiern läßt.
O schön ist doch das Leben,
Das deine Huld gegeben.

Der fromme Hirtenknabe.

Einst saß auf grüner Weide froh
Ein Hirtenknab', und dachte so:
Ich bin doch glücklich auf der Welt,
Mir rinnt die Quell', mir lacht das Feld.

Mir bringet jede Morgensonn',
Auf Erden, heit're Lebenswonn';
Am Abend leuchtet sie noch schön,
Wenn ich, und Heerd, zur Ruhe gehn.

Der blaue Himmel über mir,
Erfüllet mich mit Lust auch hier;
Oft denk' ich dann in meinem Sinn:
Kommst auch einmal dort Oben hin.

Sieh nur auf deine Heerde gut,
Dann lebt in dir ein froher Muth.
Wer treu erfüllet seine Pflicht,
Dem fehlt einmal der Himmel nicht.

Mina an ihr Lämmchen.

Komm Lämmchen wir gehen jetzt fort von
dem Haus,
Die Wiese grünt köstlich, da suche dir aus,
Mit sorgsamer Zunge den süßesten Klee,
Ich lächle dann munter, wenn ich dieses
seh'.
Du springst dann auf Hügel, ich springe
mit dir;
Drum Lämmchen jetzt rasch fort — jetzt rasch
fort von hier.

Fritz an sein Taubenpaar.

Mein Taubenpaar, mein Taubenpaar,
Das macht mir viele Freude!
Ich käme wohl dem in das Haar,
Der ihm thät was zu Leide.
O seht nur seine Farben an,
Kein Maler so nicht malen kann.
Den Kopf, den Hals, die Brust,
Erblick ich stets mit Lust.

Am frühen Morgen gehe ich,
Zu meinem Paar hinauf;
Ein Schmeichelton empfängt dann mich,
Und ich — ich warte auf,
Mit süßen Körnern ihnen dann,
Sie sehen mich so freundlich an,
Und nehmen ganz bekannt,
Ihr Futter aus der Hand.

Ihr sollt vergnügt bald fliegen fort,
Auf die besonnte Höh'.
Nur weilt nicht lang an diesem Ort,
Daß ich euch wieder seh',
Ich bringe dann im Napfe schnell,
Ein Tränkchen von dem frischen Quell,
Und bin dann hochentzückt,
Wenn es euch froh erquickt.

Herbstlied.

Kommt in dem Garten, das Aug' wird entzückt,
Wenn es die röthlichen Früchte erblickt.
Köstlicher Segen! Wie groß ist doch der,
Welcher den Reichthum im Herbste schaft her.

Sehet die Zweige, wie beugt sie die Last,
Schnell nun die saftigen Birnen gefaßt.
Jünglinge, Mädchen, erquicket den Gaum,
Von dem Erzeugniß am herrlichen Baum.

Liebende Mutter bist du doch Natur,
Ueberall siehet man segnende Spur.
Jauchzet! und preißet dem Herrn der Welt;
Welcher beglücket dem Garten, das Feld.

Die Mondennacht.

Holde Nacht! In stillen Frieden,
Schwebt der Mond am Himmelszelt.
Schönen guten Abend bieten,
Ihm die Guten dieser Welt.
O er lächelt noch so süß,
Wie einst dort im Paradies.

Göttlich schön sind alle Fluren,
Wenn das Mondenlicht sie füllt.
Seht, und fühlt der Gottheit Spuren,
In so manchem hohen Bild.
Seht den Wald, den Berg, den See,
Und blickt preißend in die Höh'.

Süßes Labsal kann sich hohlen
Nun der Mensch, es duften schön
In dem Mondenlicht Violen,
Und die sanftsten Lüftchen wehn.
Preißet — preißt in dieser Nacht,
Unsers Gottes große Macht.

Aufmunterung zur Freude.

Fort mit den Grillen die Welt ist so schön;
Kannst du mit Murren die Röthe denn sehn?
Welche am Morgen den Himmel so schmückt,
Und Berg' und Thäler so köstlich beglückt.

Hör' nur das Rauschen der Quellen dort an,
Schiff nur im Flusse auf schaukelnden Kahn,
Hör' nur der Lerchen erheiternden Sang,
Dann klopft wohl auch deine Brust nicht mehr bang.

Wohl mir! der Morgen zu Freuden mich weckt,
Bis einst der blumige Hügel mich deckt.
Ach nach dem Plätz'chen fühl Sehnsucht schon ich,
Weil dort die Blumen umschatten kühl mich.

Kleine Erzählungen und Fabeln.

Sadi.

Sadi ein gütiger König, reisete einst verkleidet in seinen Staaten herum, um seine glücklichen Unterthanen in dem Genusse ihrer Freuden zu belauschen. Man hatte ihn nämlich gesagt: daß alle seine Unterthanen durch ihn die glücklichsten Menschen geworden wären.

In einer von dem Hofe nicht sehr entfernten Stadt erblickte er unter einem Haufen gefeßelter Sclaven eine Frau, deren sanfte und traurige Miene ihn rührte. Sie war an einen mit Steinen beladenen Karren gespannt, und hielt eben von ihrer Last entkräftet, ein wenig stille.

„Allmächtiger, rief sie, ende dies Elend!“ und sank halb ohnmächtig nieder.

Hurtig, faule Madam! erschallt ein Donnerton aus der Kehle eines Zuchtmeisters, der seine Knotenpeitsche fürchterlich über das zitternde Weib schwang.

Halt! rief Sadi, und reichte ein Goldstück hin; ich will mit der Unglücklichen reden. — Was habt ihr verbrochen, arme Frau?

Ach! erwiederte sie, giebt es noch Menschen die mein Jammer rührt? Die Geschichte unsers Elends, edler Fremdling, ist kurz. Wir verarmten, mein Mann und ich, durch Betrüger und Unglück, und konnten den Kopfschatz nicht länger bezahlen. Schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde, nur ein Teppich war übrig, auf welchem mein fünftes Kind tödlich krank darnieder lag; und die Ungeheuer kamen und fanden nichts zu pfänden, und rissen dem Knaben die armselige Decke weg. Mein Mann in seiner Verzweiflung ergriff den Gerichtsdiener und warf ihn zu Boden. Das ist to-

deswürdig! schrien die Richter, und mein Mann ist zur ewigen Arbeit verdammt.

Und ihr?

Ich arbeite für ihn, denn er ist kränklich und schwach, damit man ihn erlaube neue Kräften zu sammeln. Er war in Gefahr unter der Peitsche zu sterben. — Ach! konnte unser reicher König denn meinen Teppich nicht entbehren?

Tröstet euch, gute Frau! rief Sadi, und wande sich schnell weg; denn er war seiner Bewegung nicht Meister. Ach! seufzte er bei sich selbst, ist daß das Glück meiner Unterthanen, wovon man mir so viel vorgelogen hat?

Er eilte zum Stadthalter.

Ich bin ein Kaufmann, gnädiger Herr, und finde hier unter den Sclaven den Verwandten eines meiner Freunde (er nannte den Namen des Sclaven); ist er für Geld loszukaufen?

Er ist ein Aufrührer, antwortete Mussoline, der eigentlich gespießt zu werden verdiente — aber wenn ihr mir den Werth der

Arbeit seines Lebens bezahlt, so mag es darum seyn. Der Verdienst der Sclaven ist ein Theil meiner Besoldung, und ich kann in meiner Verfassung nichts missen.

Sadi sprach weiter: man sagt aber, daß der König die Strenge nicht liebe.

Auch ich erwiederte der Statthalter, bin eben kein Freund von Strafen; aber es ist zuweilen ein Beispiel nöthig. Die Einkünfte dieser Stadt sind der königlichen Küche angewiesen; der Küchenmeister, ein Mann von Einfluß, fordert Geld, und wer klug ist, erhält sich Freunde bei Hofe.

Sadi zahlte das Geld, und rief indem er gieng: „Und wer ist euer Freund, ihr Verlassenen? — Eure unbemerkten blutigen Thränen habe ich als Leckerbissen verzehrt!

Sadi ging, und wande die kräftigsten Mittel an, um zu verhüten, daß die Leckerbissen seiner Tafel nicht mehr mit den blutigen Thränen seiner Unterthanen erkauft werden durften.

Der edelmüthige Bauer.

Einst entstand in dem Braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst, und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen. Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Taglöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwahrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwei andre Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schaften Sicherheit bei Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde. Das eine Faß war schon heiß von der Glut. Einige Zeit nachher lobte jemand diesen Mann wegen seiner That, äuß-

ſerte aber dabei: daß es doch ſehr verwegen von ihm geweſen wäre.

Nein, glaube es mir, antwortete der Bauer, ich habe es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte ſo: wenn auch das Pulver losgeht, ſo iſt an dir ſo viel nicht verloren, aber wenn du doch das Pulver herausholen könnteſt, ſo wäre noch manches zu retten; und du haſt ja in dem Hauſe ſo viel Gutes genoſſen.

Der Mann einzig in seiner Art.

Es lebte ein Mann in Frankreich dem die Wohlthätigkeit zur andern Natur geworden war. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man Glücklichen entgegen eilt, und das Wenige, was er besaß, war zugleich das Eigenthum des Dürftigen.

Oft reisete er bloß in der edlen Absicht, Menschen zu suchen, die seine Hülfe bedürften.

In Marseille fand er einst einen jungen Mann von sechs und zwanzig Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von den übrigen Galeerensclaven, deren Gesellschaft er vermehrte, gar sehr unterschied.

Mein Freund, du weinst? so redete er ihn mit einem Ton an, der das Gepräge

des innigsten Mitleids hatte, bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider! nur wenig anbieten, aber dies wenige ist völlig dein. —

Ach mein Herr ich flehe nicht um Geld, ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein, nicht mein Unterhalt liegt mir am Herzen! hier strömten seine Thränen häufiger.

Sollt es nicht möglich seyn, dein Elend zu erleichtern?

O mein Herr! Sie lindern es bereits durch die Rührung, die Sie für mich durchdringt; Sie sind der Erste der sich um meinen Jammer bekümmert, haben Sie Gottes Lohn dafür.

Mein Freund, rede aufrichtig mit mir, entdecke mir dein Herz, vielleicht finde ich Mittel deinen Kummer zu mildern.

Das Mitleid, das Sie gegen mich äussern, verdient mein ganzes Zutrauen; hören Sie mich an, Sie sollen alles wissen, mein Herr.

Ich bin der Sohn eines Pächters aus . . ., eines braven rechtschaffenen Mannes.

Einst ließ ich mich durch das Beispiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiete eines Herrn zu jagen, der in unserer Nachbarschaft wohnte. Wir hatten das Unglück einen seiner Leute, der sich unserm Vorhaben wiedersetzte, beinahe zu tödten. Kurz die Obrigkeit bemächtigte sich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich kam wieder heraus, um zu sechsjähriger Galeerenarbeit verdammt zu werden.

Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen ging über den Prozeß zu Grunde. Man wande alle Mittel an, um mich dieser schimpflichen Strafe zu entziehen, aber vergebens!

Um meine Verzweiflung aufs höchste zu treiben, erfahre ich vor einigen Augenblicken, daß mein Weib und meine drei Kinder, vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, um ihr Leben durchzubringen. O! wie wollt ich arbeiten, wenn

ich bei ihnen wäre! Nun müssen sie Hungers sterben! —

Sein Schluchzen erstickte seine Stimme.

Du hast gefehlt, sagte ihm der sehr gerührte Mann, aber du bist wahrlich unglücklich. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereuest. Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz. Hast du mir nicht gesagt, du müssest nur noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten? —

Ja, mein Herr, noch zwei Jahre, noch zwei Jahrhunderte von Qualen; o! ich werde ihr Ende nicht erleben, werds gewiß nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

Sage mir, wenn sich jemand anböte, deine Ketten zu übernehmen, würde man dir die Freiheit schenken? —

Auf der Stelle, mein Herr; aber wo auf der ganzen Erde ist der Mensch, der freiwillig sich dem Elende preiß geben möchte? Alle Schätze der Welt — —

Der Reisende läßt ihn nicht ausreden, er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeerensclaven anvertraut ist.

Mein Herr, lassen Sie diesen jungen Mann frei, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen, hier sind meine Hände, ich will sie tragen, will die zwei Jahre seine Strafe für ihn aushalten.

Der Offizier erstaunte, machte ihm einige Einwendungen.

Ich weiß alles, mein Herr, weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre; sein Urtheil, und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen. Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwei Jahre sind bald verflossen.

Ganz ausser sich, betäubt, fällt der Galeerensclave seinem Wohlthäter zu Füssen, küßt sie, benetzt sie mit seinen Thränen.

Nein, mein Herr, nein! So groß auch meine Zärtlichkeit für meine Familie ist, so will ich sie doch nicht auf diese Bedingung wiedersehn.

Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, und legte sie sich selbst mit Entzücken an.

Geh mein Freund! ich werde glücklicher seyn als du, ich versichere dich; diese Ketten werden mir leicht scheinen. —

Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen?

Natur und Religion. Noch einmal, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten.

Dieser unnachahmliche Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, suchte sich in der Dunkelheit zu verbergen, floh die Leute die ihn sehen und kennen wollten, brachte den Tag mit der Erfüllung seiner mühseligen Verrichtung zu; war der Lehrer des Mitleids, der Selbstverläugnung, der Wohlthätigkeit, der Trost, die Stütze, der Vater der Galeerensclaven, brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

Wer dies Muster so großer Tugenden war? Kinder, ein Geistlicher, ohne Ahnen,

ohne Glücksgüter, der keine Ehrenstelle bekleidete, und dem Frankreich und die Welt eine Menge eben so nützlicher, als bewunderswürdiger Anstalten zu verdanken hat.

Er stiftete das große Findelhaus in Paris, wovon ihr schon werdet gehört haben, und so ward er jährlich der Erhalter von fast zehn tausend Seelen.

Diesem großen Mann haben Arme und Kranke ohne Unterschied der Religion die wesentlichste Unterstützung, die je die Menschenliebe erfand, bis auf den heutigen Tag zu danken; die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, die als Krankenpflegerinnen in alle Häuser gehen; und das Hospital (l'Hôtel de Dieu), worin Kranke von allen Nationen aufgenommen werden.

Wie dieser edle Sterbliche hieß, der zwei Jahre die Galeerenkette trug, um einen Gatten seiner Gattin, einen Vater seinen Kindern wieder zu schenken? — Vinzent de Paul. Als man bei dem Pabste Benedict XIV. um die Heiligsprechung dieses Mannes anhielt, fragte er: ob er auch

Wunder gethan hätte? Man antwortete auf seine Frage mit der rührenden Geschichte von dem Galeerensclaven. Da rief er aus: erigantur illi altaria: Man baue ihm Altäre!

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist: sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist: an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Die Ameisen und die Grille.

Die Ameisen trugen an einem schönen Wintertage ihr eingesammeltes Futter an die Sonne, um es zu trocknen, weil es feucht geworden war. Da kam eine hungrige Grille zu ihnen und bat sie um Futter.

Warum hast du im Sommer nicht auch etwas für den Winter eingesammelt? fragten die Ameisen. Die Grille antwortete: ich habe keine Zeit dazu gehabt, ich habe singen müssen. Nun erwiederten jene, so kannst du den Winter hindurch tanzen.

Kinder, welche die kostbare Zeit der Jugend nicht zum Sammeln nützlicher Kenntnisse benützen, gleichen der Grille die leichtsinnig sang, wo sie hätte sammeln sollen, und gleich ihr werden solche Kinder Noth und Jammer fühlen, wenn ihr Winter, des Lebens Abend, herbeikommt.

Ausharrende Demuth.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jedlicher über sein eignes Daseyn. Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Zeder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. —

Jehovahs Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählt.

Der Apfelbaum sprach: wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes. Und die Myrthe sprach: wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuche. So rühmten sich alle, der Oehl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und die Tanne.

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so, wie ich bin, will ich hoffen und warten. Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank, und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er es auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den labenden Trank für Menschen.

Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling.

Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, den viele standen entfruchtet da; er aber

freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Verzaget nicht, ihr Verlassenen; harret duldend aus! Oft spät wird der stillen Tugend reges Streben belohnt, und süß sind dann die Früchte des Ausharrens für ein edles Herz.

Die Wohlthätige.

Die kleine Konkordie war ein Kind von dem liebenswürdigsten Herzen. — Einstmals hatte sie von ihrem Vater einige Goldstücke geschenkt bekommen. Was willst du denn mit dem Gelde machen? fragte sie die Mutter. Mutter, sagte das liebe Mädchen, ich habe mir etwas ausgedacht. Sieh, du giebst mir ja alles was ich nöthig habe, was soll ich mir mit dem Gelde kaufen? Und wenn ich es da in meinem Kästchen liegen lasse, so macht es mir ja auch wenig Freude.

Aber da sind unsers Taglöhners Gottfrieds Kinder, das sind ein paar hübsche Mädchen, und der arme Vater kann ihnen keine Schuh und Strümpfe kaufen, und ihre Mieder und Röcke sind gar zu sehr zerrissen. Wenn du erlaubst, Mutter, so will ich ihnen Kleider kaufen für den Sontag,

und Schuhe und Strümpfe; ich denke, sie sollen eine Freude haben! Das denke ich auch, sagte die Mutter, und lobte den Einfall ihrer Tochter.

Die Mutter kaufte mit Konkordie alles ein, was sie brauchten, und da das Geld nicht zureichen wollte, so legte die Mutter zu. —

Die Kleidungsstücke waren gemacht, und Konkordie hatte sehr fleißig nach ihren Kräften daran geholfen; die Strümpfe waren gestrickt, die Schuhe waren fertig.

Alles hatte Konkordie auf ein Tischchen zusammen gelegt, und nun wurden die Kinder des armen Taglöhners geruffen. — O wie freuden sie sich, als ihnen Konkordie sagte, daß das alles ihnen gehöre! Kaum daß sie es glauben wollten.

So gut waren sie in ihrem ganzen Leben nicht bekleidet gewesen. O was werden die Aeltern sagen, riefen die Kinder im höchsten Entzücken, und eilten dann hurtig nach Hause.

Ach, das war mir eine Freude! sagte Konkordie. Ja erwiederte die Mutter, Armen helfen, schaft die süßeste Freude einem guten Herzen. Handle immer so, so wird es dir nie an Freuden fehlen.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen.

Ein Schiff mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte. Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurückgelegt und das offne Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen

nicht wieder hinausgeschaft werden konnte. Das Schiff fieng also an zu sinken.

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde gieng, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff gieng darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig; weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich seyn würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine schreckliche Weise vom Hunger gequält wurde, daß er endlich ein Loch

Seite 40.

Volz inv. Wunder sc.

Entschlossenheit eines Schifferburschen.

in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmeer auszusaugen. So ekelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung. Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzunahen; als sich plötzlich zu seiner unbeschreiblichen Freude am fernen Horizonte ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien. Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft, das Schiff segelte wirklich heran; die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus, um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er am Bord gebracht.

Der Kapitain des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffs-Zwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Gabe Speise gereicht, wor-

auf er abermals sich zu Bette legen mußte. Durch die abwechselnde Erquickung wurde der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein.

Die Reise durchs Leben.

Ein Wandrer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte. Wie er nun so unentschlossen da stand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte: wo er hin wollte? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte.

Aus seinen Augen leuchtete etwas majestätisches und liebevolles hervor, welches dem Wandrer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie giengen also mit einander

fort. Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase, durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebene, außer wenn man gerade vor sich hin sah, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

Ach wie schön, rief der Wandrer, voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg den wir wandeln.

Siehst du in der Ferne jenen Hügel? antwortete der Greis; der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.

O der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wandrer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar

mühsam nicht seyn, weil er nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fieng der Weg an etwas unebner und rauher zu werden, als er im Anfange gewesen war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt noch über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren steinichten Erdreiche wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher herauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herab zu schießen. Indeß näherten sie sich dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt, als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wandrer mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um den Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnen-

hitze wohl unmöglich wäre ihn zu übersteigen?

Hier geht gleich ein Weg ab, sagte der Greis, der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!

Der Wandrer trauete seinem Führer, und folgte ihm. Wie sie an den Berg hinkamen war er wirklich nicht so steil, als er ihnen vor kurzem noch geschienen hatte. Nichts desto weniger wollte sich der Wandrer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte: Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel, bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen.

Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erstiegen haben!

Wenn nun der Wandrer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abgieng, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Nun dankte der Wandrer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte.

Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andre war.

Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken, sagte der Greis, und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können, denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen.

Nun gieng ihre Reise gut von Statten; auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konn-

ten. Am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen so bald die Sonne aufgieng, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche giengen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebene hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einem steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn, wieder alles Vermuthen, dennoch ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber giengen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hiengen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten.

Der Wandrer fieng an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch, die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wandrer ein recht volles Zutrauen auf seinem Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen. Eines Tages war es so heiteres Wetter, und alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und giengen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne trocknete.

Da blickte der Greis den Wandrer freundlich an, und sagte: sei getrost! unsere Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dich versiehest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offnen Armen zu empfangen.

Aber zittere nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füssen weichen wird, dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, daß sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wandrer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab.

Als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blikken verschwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinen Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch.

Plötzlich gieng eine schöne Sonne auf; am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und

vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden. Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten.

Nun seid ihr in dem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wohl das Ziel, wonach ihr alle strebt; dies ist die Stadt welche ihr sucht, und der einzige Endzweck eurer Reise.

Wenn ihr also dies Ziel verfehlen solltet, was würde euch dann wohl noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung?

Der einzige Weg aber zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes gedenken sollt?

Gott führt auch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wandrer, er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben, durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt und die Gebote Gottes auf das genaueste beobachtet, so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung, dafür daß ihr seine Gebote haltet beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmal ist.

Denn ein Wandrer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zn gefallen, und damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die

ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch ja nicht vor, daß ihr in euern künftigen Leben gänzlich davon befreit seyn werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seid; wenn die ganze Natur um euch lächelt, und alles Freude athmet; so stellt euch dies Leben nicht zu reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wandrer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie er ihm näher kam, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wieder Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen etwas

rauh und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seid, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft, und denkt: der Weg ist nun einmal nicht anders.

Und wenn ihr euch dann bewußt seid, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seid ihr auch gewiß, daß Gott es ist, der euch führet, und daß er den Weg zur Glückseligkeit gewiß besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seid, so müßt ihr das übrige, was eure künftigen Schicksale anbetrifft, völlig Gott überlassen, und euch darüber weiter keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch ihr euch künftig einmal eure Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht zu leicht und unbedeutend vor, denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wandrer herankam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange

so steil nicht war, als er ihnen vor Kurzem geschienen.

Laßt also den Muth nicht sinken; denn so bald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von Statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises, als er zu dem Wandrer sagte: mancher ist schon um den Berg gegangen; allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat; und eben so wenig kann man auch jemals recht vergnügt seyn, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzuoft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über

den Ausruhen die ganze Arbeit liegen blei-ben möchte; sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist!

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet, dann gehts schon wieder bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so muthig den Berg hinan steigt, und fleißig und arbeitsam seid in eurer Jugend, dann denkt auch an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt.

Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seid, so wird man euch in euerm reifen Alter, wegen eurer Geschicklichkeit, lieben und hochschätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernten. Scheuet also keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt!

Mühe und Freude, die von jeher Gefährden gewesen sind, geriethen einmal in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen? Sie stört mich nur in meinem emsigsten Fleiße. Und die Freude sagte: was habe ich mit der Mühe zu schaffen? Sie unterbricht mir meinen süßesten Genuß. Sie fiengen also beide an für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach! stöhre mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darnieder sinke. Das will ich wohl thun, sagte die Freude, wenn auch du zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüßig werde; denn ich sehe doch wohl, daß wir eine ohne die andre nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander: und seit der Zeit sind sie immer die vertrautesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie beide aufnehmen, oder auf beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Ein ganz untrügliches Mittel sein Leben zu verlängern.

Lieben Kinder, ihr wünscht vermuthlich alle recht lange zu leben, und es muß euch daher angenehm seyn, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wohl um einige zwanzig Jahre höher bringen könnt als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es!

Darinnen werdet ihr zuförderst wohl mit allen vernünftigen Leuten einig seyn, daß nicht diejenige Zeit, in welcher wir schlafen oder müßig gehen, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstünde, und die dadurch gewonnenen

Stunden dazu anwendete, entweder etwas Nützliches zu lernen oder zu thun: so würde er in vierzig Jahren 36,400 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag: so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4550 Tage oder 12 Jahre und 170 Tage.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt als Andre, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen als er. Wollt ihr noch ein andres Mittel hören, wodurch ihr in eben dieser Zeit abermals zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen: so könntet ihr abermals täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung

auf eure Lehrstunden, eine zur Wiederholung, und noch eine entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zum Erlernen irgend einer nützlichen Handarbeit von euern Spielstunden abkürzet.

Versuchts nur, Kinder, und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrüglich sind, und ihr werdet mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

Arbeitsamkeit.

Dionysius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Suppe vorsetzte, welche das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich glaube es, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? frage Dionysius.

Die Arbeit, antwortete jener, der Hunger, und der Durst.

Warnung wider die Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, liebe Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie es jener Handwerker mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gern Meister werden; es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner ersten Einrichtung. Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden, und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war froher, als der Handwerksmann.

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wohl im Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu Gute thun.

Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wollte, und müsse also vorjetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, welches er an dem vorigen Tag genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch

einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte. Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu Gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er: Es ist ja nur ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden, der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, so bald er be-

dachte, daß sein Geld von Tage zu Tage immer mehr auf die Neige gieng, und er niemals seinen Zweck erreichen könne, weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Thaler vorschießen würde, die er nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehret war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüßig, weil er nichts als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

Mitten in seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wurden kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erstemal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte, so könnte er vielleicht jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben.

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider! viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes ganzes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er würde doch noch genug übrig behalten, so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer: es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmal einen bessern Gebrauch machen können.

Wenn euch einmal der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschwenden wollt, o so bebt zurück vor dem Gedanken. Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Erst klein, dann groß.

Es war ein freundlicher Herbsttag; der Landmann war hinausgegangen sein Feld anzubauen für das kommende Jahr.

Da ging ein frommer Vater mit seinem Sohne an einem Acker vorüber, wo eben der Sämann den Samen in das wohlgepflügte Land ausstreute.

Der Knabe hatte es lange mit Wohlgefallen betrachtet, wie aus der vollen Hand des Sämanns die Körnlein in die Furchen herniederfielen.

Vater! so sprach er jetzt, da sieht mans nun recht klar, daß Gott allmächtig ist; denn das Samenkorn ist so klein, und doch wächst es zu einem schönen Halm empor! — Du

hast wohl recht, mein Sohn, antwortete der Vater. Der liebe Gott bringt überall in der Natur aus dem Kleinen das Große hervor: aus dem winzigen Körnlein den schattigen Baum, aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom, und aus dem kleinen Samenkorn den kräftigen Halm mit der vollen gesegneten Aehre.

Und es geht, mein Kind, in dem Reiche der Tugend und Wahrheit nicht anders, als in dem Reiche der Natur. Gleich dem Samenkörnlein kömmt auch das Gute und Böse — klein und winzig — in das Herz des Menschen. Aber sie nehmen bald überhand, und werden unmerkbar mächtig und groß. Die größten Verbrecher haben mit geringen Fehltritten die Laufbahn des Lasters betreten, und alle Auserwählte des Himmels haben vorerst die Tugend im Kleinen geübt.

Darum, lieber Sohn, nimm auch du den Samen der Tugend schon frühzeitig auf in dein Herz, und bewahre und pflege ihn mit sorgsamer Liebe. Sind es gleich nur erst die zarten, unansehnlichen Keime des Guten,

was sich in der Seele des Kindes gestaltet, so denke:

„Bald und unmerkbar erhebt sich der unansehnliche Keim zur reifen gedeihlichen Frucht.“

Verschließe dagegen dein Herz der allerersten Reizung zum Unrecht, und halte ja nichts für eine Kleinigkeit in Dingen, die dem allsehenden Auge Gottes mißfallen; denke immer: „Was jetzt nur klein ist, wird bald groß und gewaltig.“

Ich will, sprach der gerührte Knabe, sorgfältig meiden die allerkleinste Sünde, damit ich nicht in größere falle, und dich, und den lieben Vater im Himmel beleidige.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnet unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Pallästen! Man höre nur was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that.

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun neulich, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er nun verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälliger Weise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermanns in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebaut, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahnete ihm, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet hatte.

Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat sich der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mirs, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahr nach seinem Tode bemerke.

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe zusammt den Zinsen den Hinterlassenen des Zimmermanns zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben von dem wir die Nachricht davon erhalten haben; denn der ehrliche Landmann selbst hat es niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen; so ist eine solche That blos gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig. Aber möchten nur erst alle Menschen so gerecht seyn: wie gut würde es um die menschliche Gesellschaft stehen.

Die Blumen-Beetlein.

Karl und Emilie, zwei sich zärtlich liebende Geschwister, hatten eine große Freude mit den Blumen. Sie baten ihren Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Dieser gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streuten allerlei Blumen-Samen hinein, und begossen die liebe Aussaat mit sorgsamen Fleiße. Sie blieben oft stundenlang dabei stehen, und warteten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen könnten, wie die Samenkörnlein aus dem dunklen Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fiengen die Kinder an zu trauern und sagten: Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen, denn wir bekommen ja doch keine Blumen! —

Als sie aber eines Morgens mit dem Vater hinaus giengen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren entstanden, und jedes war mit einem Thautröpflein, gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder sehr, sprangen munter herum, und riefen: Ei sieh lieber Vater, sieh nur die Herrlichkeit! Und so auf ein Mal — auf ein Mal! O wir haben schon lange geharret, und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben. Nun stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen.

Darauf antwortete der Vater: Allzeit, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Es bringet die zarten Keime und Blüthen, und jede erfreuliche Gabe — ungesehen — hervor, und verbirgt

sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht.

Gottes Güte iu der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kindlein mancherlei Schönes und Gutes — still und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt süß, ob den Freuden der Kindlein.

Also, meine Kinder, sei auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sei eure Freude. Aber wirket es — stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.

Eine Gabe, im Stillen gereicht, ist kostbar im Angesicht des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat — ist nicht so fast die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen, und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.

Der kleine Ritter.

Ein weiser Vater, Wahlmuth mit Namen, wandelte eines Tages mit seinen Kindern durch die Fluren des Dorfes, und siehe, da erblickten sie noch an dem Wege einen Knaben, der auf einem Pferde einherritt. Die Jugend des Dorfes hüpfte um ihn herum, und schaute ihn zu.

Der kleine Ritter lenkte den muthigen Gaul am Zügel, und das wohlgezügelte Thier folgte seiner Leitung, wie ein sanftmüthiges Lamm an der Schnur dem Hirten folget. Die Jugend des Dorfs freute sich über die Geschicklichkeit des reitenden Knabens, und klatschte ihm Beifall zu, indeß dieser stolz zu Pferde saß, und gleich einem Sieger daher trabte. Aber der laute Beifall machte ihn kühner, und er wollte jetzt noch mehr gefallen durch allerlei Wendungen. Da fiel dem unvorsichtigen Jungen der Zügel aus

Voltz inv. Wunder sc.

Der kleine Ritter.

den Händen, — und das Pferd sprengte mit ihm über Steine und Stoppeln davon.

Schreiend und jammernd liefen die Knaben ihm nach, aber hinter einem Hügel war ihnen das Pferd mit dem Reiter schnell aus den Augen verschwunden.

Ach des armen Knaben! was wird aus ihm werden? riefen Wahlmuths Kinder aus; allen war es bange ums Herz.

Da sprach nach einiger Weile der sinnreiche Vater, seht Kinder! gleich einem wilden unbändigen Thiere ist die böse Begierde im Menschen. Wird sie durch stete Wachsamkeit wie am straffen Zügel gehalten, so herrscht der Mensch über sie, wie ein heldenmüthiger Sieger, und der köstlichste Lohn — Ruhe in seinem Gewissen, der Beifall Gottes und seiner heiligen Engel — wird ihm dafür.

Folgt aber der Mensch ohne Zaum und Zügel dem blinden Triebe der Begierde, so herrschet sie über ihn, und reiset ihn fort in einen Abgrund, darin er verloren geht ohne Rettung.

Kaum hatte der Vater also gesprochen, da kamen zwei Jünglinge über den Hügel mit der Freudenbotschaft zurück: der kleine Ritter ist glücklich geborgen, denn es kam ein rüstiger Wandersmann denselben Weges, den das Pferd lief, er fiel mit gewaltiger Hand dem schäumenden Thier ins Gebiß, und führet es nun sammt dem Knaben nach Hause.

Da freuten sich Wahlmuths Kinder der fröhlichen Nachricht und sprachen: wohl dem Knaben, daß er den freundlichen Wandrer fand.

Ja wohl ihm, erwiederte der Vater, und wohl dem Jüngling und jedlichem Menschen der da, hingerissen von der Begierde, am Abgrund schwebet; wohl ihm! wenn er dann den liebenden Freund findet, der ihm mitleidig die Hand reicht, und ihn rettet vom nahen Verderben.

Das Farbenspiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die der Trost und die Freude seines Alters waren.

Wenn er des Abends von der Last und Hitze des Tages ermüdet nach Hause kam; sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweis von der Stirne, erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch nützliches lernten, oder unterhaltendes trieben, und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an ihren unschuldigen Spielen und sinnreichen Einfällen.

Vater! wir haben heute das Farbenspiel gespielt, sprachen sie, als sie ihn eines Tages in der Gartenlaube erwartet, und neben ihm sich im Grase niedergesetzt hatten.

Nun — und was habt ihr euch denn für Farben gewählt? fragte der Vater.

Ich habe mir sprach Albert der ältere Bruder, die rothe gewählt, denn roth ist die Farbe der Liebe.

Wohl, mein Sohn, sagte darauf der Vater, und hätten die Menschen überall Liebe genug es würde die Welt zum Paradiese; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu seyn.

Und ich, sagte Wilhelm, ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle, wolkenlose Himmel, ist die Farbe der Heiterkeit.

Schön, lieber Wilhelm, erwiederte der Vater, denn es ist uns doch Niemand angenehmer, als ein Mensch mit heitrer Seele!

Ich habe mir, sprach das freundliche Hannchen, die grüne gewählt, denn grün kleidet der Vater im Himmel die herrlichen Wiesen, die Auen, die Wälder.

Gut meine Tochter; grün ist ja auch die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne sie.

Ich — sprach die sanfte Friederike, ich habe die weiße gewählet; denn weiß ist die Farbe der Unschuld; und die Zierden der Jugend sind Unschuld und Tugend.

Ihr habt, liebe Kinder, sagte jetzt der Vater, alle gut gewählt. Aber Friederikens Wahl gebe ich vor jeder andern den Vorzug. Denn weiß ist der Grund zu den übrigen Farben, und Unschuld die Quelle jeder Tugend und Freude.

Der gute Sohn.

Der Herr von R. . . . ein preussischer Officier, hielt sich eine Zeitlang in einer ehmaligen Reichsstadt auf, um daselbst Soldaten zu werben. Er war eben im Begriff wieder zu seinem Regiment zurückzukehren, als sich noch am Abend ein sehr schön gewachsener junger Mensch bei ihm meldete, der sich anwerben lassen wollte. Er hatte ganz die Miene eines wohlgezogenen Jünglings, aber er zitterte, indem er vor dem Officier trat, an allen Gliedern. Der Officier schrieb dies seiner jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte: wovon er sich fürchte? Daß Sie mich abweisen werden, war seine Antwort, und indem er dies sagte, rollte eine Thräne über die Wange. Sie fürchten sich vergebens, sagte der Officier, Sie gefallen mir vielmehr außerordentlich; wie können Sie so etwas besorgen? Ich

fürchte, daß Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Officier. Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern dringende Ursachen nöthigen mich hundert Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch, wenn Sie mir diese Summe abschlagen. Hundert Gulden, antwortete der Officier, sind freilich eine ansehnliche Summe; aber Sie gefallen mir, ich glaube, daß Sie ihre Pflicht thun werden, und ich will mit Ihnen nicht handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von hier ab, und so zählte er ihm die hundert Gulden aus. Der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Officier, daß er ihm erlauben möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn.

Der Herr von R. . . . im Vertrauen auf sein ehrliches Gesicht, ließ ihn gehen. Weil er aber in seinem Betragen etwas außeror-

dentliches bemerkte, so folgte er ihm von Ferne nach.

Er sah ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde. Der Officier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. Hier ist das Geld um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt. Ich lege es bei ihm nieder, und nun führe er mich zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. Der Kerkermeister that, was er verlangte. Der Officier blieb noch etwas stehen, um ihn Zeit zu lassen vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach. Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hat, und ihn mit Thränen benetzte ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten ehe der Officier von ihnen bemerkt wurde. Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie

sich, ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung; er ist frei! Ich bereue die Summe nicht, wovon er einen so schönen Gebrauch gemacht hat. Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der letztere weigerte sich Anfangs, die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat dem Officier, ihn mitzunehmen, sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nicht mehr, und er möchte einen so gutherzigen Herrn nicht beschwerlich fallen.

Der Officier willigte aber nicht darein. Er führte sie beide aus dem Kerker, und nahm das Vergnügen mit sich, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Geschichte des jungen Alwils.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen, ihrem Stande gemäß, erzogen.

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft: daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen solle.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwils Eltern so unglücklich waren, daß ihnen das Haus abgebrannt, und fast alles was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in die dürftigsten Umstände, doch behielten sie eben noch so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost verlieb nehmen. Einige von seinen Mitschülern — junge unverständige Menschen — die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nun dachte er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meinet, und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung.

Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner thörigten Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost verlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott

für die Unglücksfälle, die er ihm schon in seiner Jugend habe ertragen lassen; denn die geringe Kost habe seinen Körper gesund gemacht, durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen böser Menschen zu ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sei sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten und bekennen: daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig und machte seinen Eltern viel Freude. Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Eltern sehr.

Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabend lustwandelten, sagten sie zu ihm:

wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr danieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinderlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungen Laub bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen.

Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Eltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Begräbniß erfordert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Verlust seiner Eltern; als er aber eines Tages bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laube, dachte er bei sich selbst; und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er sich ja auch meiner annehmen!

Was er gedacht hatte geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, welchen das Elend des jungen Alwils zu Herzen gieng, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten. Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und so bald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Eltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hätte. Da warf er sich nieder, und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindesstatt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach immer besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich kommen, ging mit ihm allein auf ein Zimmer, und er mußte sich neben ihn setzen.

Darauf ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: Alwil! — du bleibst bei mir! —

O mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tage an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sah nun wohl daß

sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigung zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu seyn, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich, bescheiden, wie er vorher in seinen dürftigsten Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmal verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Allwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern auch

überdies noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe.

Die Krone des Alters

Wenn der Schöpfer ehrt, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen und erklärten ihren Kindern, woher sie so alt geworden.

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausging, um die Länge des Weges; nie war ich stolz auf meine Einsichten, nie lehrte ich andern, was ich selbst zu thun nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob

ich die Hände auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.

Der Andre, ein Kaufmann, sagte: nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert, nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben; darum bin ich so alt geworden.

Der Dritte, ein Richter des Volkes, sagte: nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eignen Sinne, nie sprach ich mit Wissen und Vorsatz ein ungerechtes Urtheil aus: darum bin ich so alt geworden.

Der alteste der Väter sprach: es sagt das Sprichwort: die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr meine Kinder, seid auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone.

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland gegangen waren, daselbst gearbeitet hatten, und jetzt mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude wurde nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfes, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinen Lebenserhalter, und versprach ihm, so bald er könnte thätig zu

zeigen, daß er erkenntlich wäre. Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß. Danke nur Gott der uns erlößt hat vom Tode.

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinen Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und schelte sie, der solls mit mir zu thun haben!

Noch größer war seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein. O Gott segne ihn! und mache alle Juden selig.

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührenste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem erstern nachher noch alle Jahre allerhand Geschenke zuschickte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gute Folgen einer guten That.

Ein reicher Graf in Böhmen war ein sehr großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter hatte er eine Stutterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde gezogen wurden.

In der großen Theurung 1771. wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein er konnte sich nicht entschließen, sich von etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an den Anblick seiner Lieblingsthiere zu weiden. Als er einst von da zurück kam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Füße, und sagte: ach, Ihre Excellenz, wer doch jetzt ein Pferd wäre!

Wie so, alte Mutter? versetzte der Graf stutzend.

Ach, sagte sie, indeß ich mit einem kranken Manne und drei Kinder von Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehen.

Der Graf gab ihr einen Ducaten, und ging gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brodlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft, und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalt der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude zu sehen, daß auch nicht Einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer es aus eigner Erfahrung weiß, was es zu bedeuten hat, eine viele Jahre lang befriedigte Lieblingsgrille aufzugeben, der

wird die Größe dieses Opfers leicht beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den Böhmischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie forderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, und auch hier eine Plünderung vorzunehmen: allein die guten dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewaffneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern des Grafen zurück.

Der Graf befand sich damals in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang ein Jahrgeld haben.

Lebensweise der Bewohner der Südsee-Inseln.

Lebensweise der Einwohner der Sandwich-Inseln.

Einer Gruppe von eilf Inseln in der Südsee hat man den Namen der Sandwich-Inseln gegeben. Ein mildes Klima erhebt diese Eilande in die Reize der schönsten Gegenden der Erde. Der vortrefliche Brod-Fruchtbaum ist hier einheimisch, welcher von December bis Juli eines jeden Jahres nie leer an Blüthe und Frucht wird. Letztere ist im Zustand der Reife von gelber Farbe, einen Fuß im Durchschnitt messend, und wird geröstet als Brod genossen. Die Zucht zahmer Hühner welche dort sehr beträchtlich ist, vermehrt die Reihe der Nahrungsmittel der Insulaner. Sie gehören zu dem gutmüthigsten, harmlosesten und bildungsfähigsten Men-

schen. Sie sind nur mittelmäßig groß, aber fest und dauerhaft von Körper. In ihrer Gesichtsbildung leuchtet offne Gutherzigkeit hervor. Ihre Farbe ist nußbraun, doch bisweilen auch dunkler, ihr Haar ist schlicht, kraus, und schwarz von Natur, aber durch Kunst roth gefärbet.

Gewöhnlich gehen die Männer unbekleidet, bis auf einen schmalen Gürtel um den Leib, welchen auch die Frauen tragen. Zum Kampf bekleiden sich die Männer mit einen kurzen Mantel von Bast und setzen einem Helm auf, der oft sehr künstlich, aus Federn von bunten glänzenden Farben, verfertigt ist. — Diese Insulaner tragen keinen Schmuck an den Ohren, und weichen darin von andern Völkern der Südsee-Inseln ab; doch ist auch das Punktiren bei ihnen gebräuchlich, aber auch nicht so strenge wie bei andern Wilden in den Umgebungen.

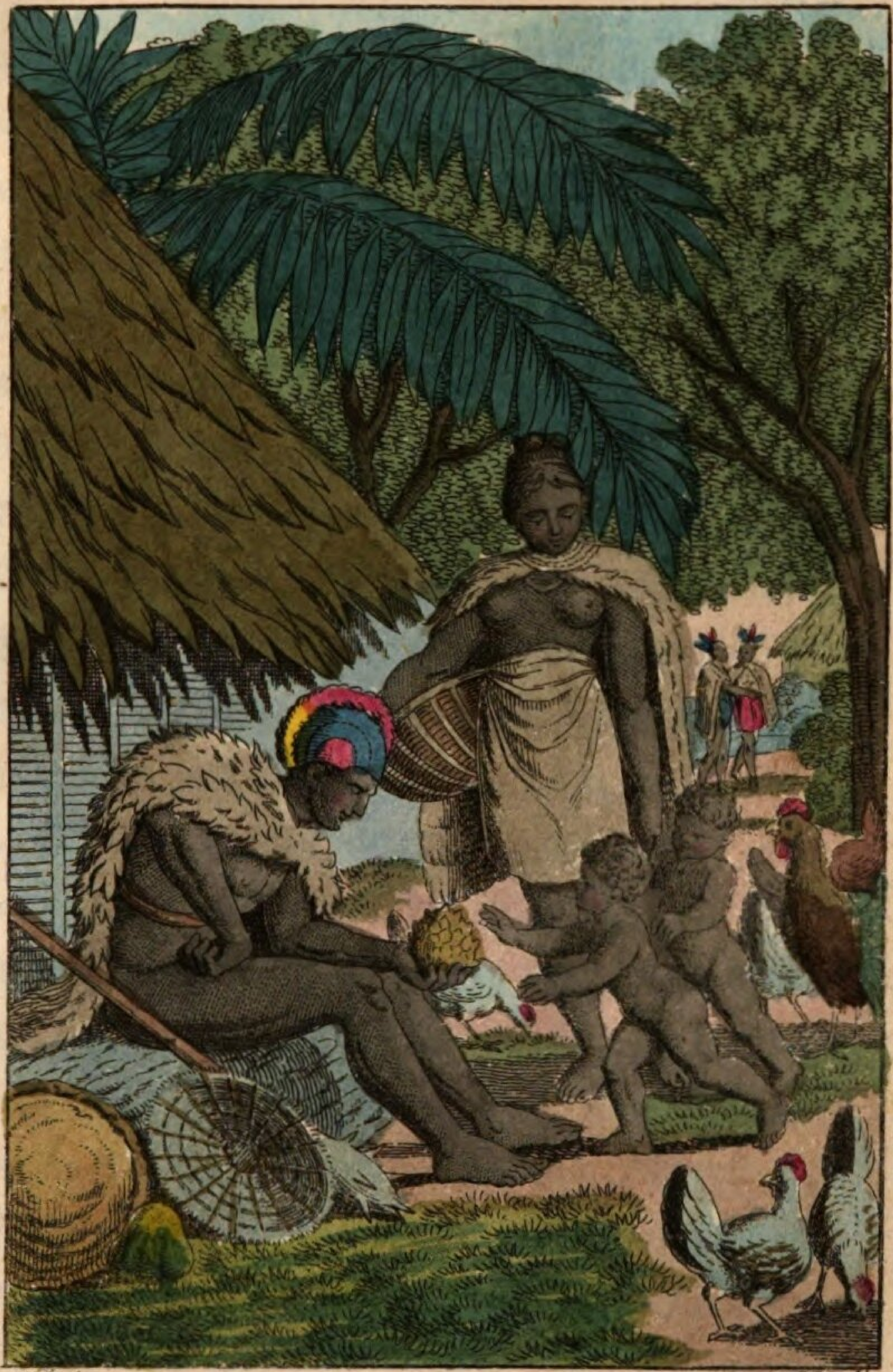
Sie siedeln sich in ziemlich großen Dorfschaften an, und ihre Häuser haben viel eigenthümliches. Sie gleichen in einiger Entfernung den Heu- oder Kornschobern, welche

wir bisweilen nach reichen Ernten auf den Feldern sehen. Ganze Dörfer sind mit Mauern von frei liegenden Steinen beschützt, und die Vertheidiger sind geübt diesen beweglichen Verschanzungen schnell eine andre Richtung zu geben, wie es der Angriff erfordert. Weiber und Kinder bleiben in diesem Falle weit hinter den Streitern, die sich mit Schleudern, Spießen und Dolchen mit tollkühnem Muthe wehren. Dringt ein Feind vor, so werden Weiber und Kinder in Felsenhöhlen verborgen, deren Zugänge sich schwer entdecken und durch wenige Krieger vertheidigen lassen. In sehr dringenden Fällen finden jene in unterirdischen, von der Natur gebildeten, Gewölben, in welche man sie an Seilen hinabläßt, eine Zuflucht.

Nicht leicht findet man geschicktere Schwimmer und Taucher als hier. Mitten in den Wellen verlassen sie ihr Kanot und schwimmen zu einem andern hin, man hat öfters Frauen gesehen, welche wenn das Boot wegen der furchtbaren Brandungen nicht landen konnte, mit ihrem Kinde in die empör-

ten Wogen stürzten, und ohne Gefahr das Gestade erreichten.

Diese Wilden widmen einen guten Theil ihrer Zeit mehreren Handarbeiten, die einen Beweis ihrer Einsichten geben. Die Schönheit und Manichfaltigkeit der Muster, welche sie an ihren Zeugen, die aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes verfertigt sind, anbringen, ist erstaunlich; ihre Farben sind gut gewählt, und das Rothe besonders sehr brennend. Sie färben bunt und einfarbig, auch sieht man ganz weiße Stücke. Andre Zeuge wissen sie mit Firniß zu tränken und ziemlich wasserdicht zu machen. Kein europäischer Drechsler kann glattere Schalen verfertigen, als diese Naturmenschen, denen alle künstlichen Werkzeuge mangeln. Dergleichen Schalen stehen oft auf vier kleinen menschlichen Figuren, an denen man Ebenmaß und Ausdruck nicht verkennt. Spitzige, scharf geschliffene Steine, Haifischzähne, Muscheln, sind die einzigen Werkzeuge, mit denen sie die zierlichsten Arbeiten verfertigen. Ihre Tagesordnung ist sehr einfach: sie ver-



Voltz inv. Wunder f.

Sandwichs = Insulaner.

lassen mit Aufgang der Sonne ihr Nachtlager und legen sich einige Stunden nach ihrem Untergang zur Ruhe; jeder sucht noch vorher die erquickende Kühle des Abends zu genießen. Den Tag über wechselt Arbeit mit Erholung ab; die Vornehmen, (Erihs) flechten Matten und zimmern Kanots; Verfertigung von Zeugen und alle häusliche Arbeit gehört für die Frauen, der Landbau und Fischfang wird von den Leibeignen (Tautaus) betrieben. Müssige Stunden füllt man auch hier mit Gesang und Tanz aus.

Jeder Tanz fängt mit Gesängen an, und der erhält hier, als der beste Tänzer, den lautesten Beifall, wer die wildesten Bewegungen nach dem Takte macht, und solche am längsten fortsetzt. Bei Feierlichkeiten werden Bax-Kämpfe angestellt. Unter den Männern sind mehrere Arten von Spielen üblich, wobei mancher sein halbes Vermögen einsetzt und verliert: kaum kann sich bei Europäern die Spielsucht schrecklicher äußern, als bei diesen Insulanern: der Verlierende geräth in Wuth, rauft sich die Haare aus

und zerfleischt sich das Gesicht. Eines ihrer Spiele ist unserm Bretspiel ähnlich.

Ihre Musik ist roh, Trommeln sind die einzigen musikalischen Instrumente, aber ihr Gesang wirkt angenehm, und ist sogar vielstimmig.

Beim Tode eines Anführers erschallen laute Wehklagen, in der Wohnung des Verstorbenen und um sie her, Männer und Frauen singen und heulen die ganze Nacht hindurch. Der Leichnam wird an einen abgelegnen Ort begraben, und sehr häufig muß ein Leibeigner und seine Frau das Loos des Verstorbenen theilen. Oft bestimmt das Oberhaupt ihrer Priester (Orono) Mehrere zur Beerdigungsfeier eines Vornehmen, und wenn ein König stirbt, trifft wohl zehn Leibeigne (Tautaus) dieses harte Schicksal. Der Begräbnißplatz wird mit einer Mauer umgeben, und mit sonderbaren Gerüsten, die aus dünnen, unter sich verbundenen Stangen bestehen, welche wie Pyramiden emporragen, geziert. Durch diese und durch mehrere von Holz geschnitzte Bilder, die den Namen der

Beerdigten bekommen, sucht man das Andenken an sie auch bei den Nachkommenden zu erhalten.

Lebensweise der Einwohner auf Van Diemens-Land.

Neu-Holland, die größte aller Inseln im Süd-Meere, hat von ihrem Entdecker den Namen Van Diemens-Land erhalten. Die Pflanzen wuchern dort in großer Fülle und Mannichfaltigkeit. Nirgends findet man schönere Gewächse, Bäume und Blumen von 150 Fuß Höhe.

Die Bewohner dieses Landes sind Wilde, sie sind nicht sehr groß aber wohl gebaut, blaßschwarz von Farbe, durch Kohlenstaub, womit sie ihren Leib einreiben, machen solche sich noch schwärzer. Ihre Haare gleichen schwarzer Wolle, und alle Männer lassen sich die Bärte wachsen. Ihre Gesichtszüge sind roh, der Mund groß, die Nase breit ohne

platt zu seyn, zierliche Zähne zieren sie alle.

Ihre Hütten sind einfach von dünnen Baumstämmen und Aesten aufgerichtet, und mit Baumrinde belegt. Sonderbar ist eine andre Art von Wohnung dieser Insulaner. Bäume von ausserordentlicher Höhe und Dike stehen von Unterholz befreit, in majestätischer Pracht da, und ihr hohes Laubdach gewährt schon großen Schutz; noch größern aber der ungeheure dike Stamm. Die Insulaner höhlen diesen aus, doch mit Vorsicht; denn da sie die Hälfte und drüber von den äussern Umfang nicht an der Rinde verletzen, so grünt der Baum fort, und wird ihnen nun auf gedoppelte Art nützlich. Sehr oft finden in einem solchen Stamme mehrere Menschen Platz, und sind in solchem gegen Schnee-Gestöber, Regen und Stürme gesichert. Franzosen, welche einst diese Insel besuchten, sahen diese Wilden oft in kleinen oder größern Gruppen um verschiedene Feuer, gleichsam Familienweise hersitzend. Die Beobachter sahen auch an einem Mittage fol-

gende Anstalt zur Mahlzeit von den Insulanern machen. Zehn Männer, vierzehn Weiber und ein und zwanzig Kinder waren um sieben Feuer versammelt. Bei jeder Gelegenheit leuchtete die innigste Liebe der Mütter gegen ihre Kinder hervor; in ihren Schooß flohen diese stets bei der Annäherung der Weißen, und wurden von jenen sanft beruhigt, aber auch sanft bestraft, sobald sie Ungehorsam oder Unart äusserten. Ein gewöhnliches Geschäft dieser guten Mütter, eh die Sorge um die Mahlzeit sie abrief, war: die unsaubern Gäste von den Köpfen der Kleinen abzulesen, denn ihre Zahl war bei allen sehr groß, und jene verfuhren auch dabei gänzlich nach Affen-Art, indem sie die Gefangenen mit den Zähnen zerbießen. Bei der Mahlzeit wurde der große Antheil, welche die Weiber an der Versorgung der Familie nehmen, recht bemerkbar. Zur bestimmten Zeit verließen alle Weiber mit den erwachsenen Töchtern die Versammlung; jede trug einen Korb und eine kleine Spade, und so tauchten sie im Meere unter, um Hum-

nern, Austern, Muscheln aus der Tiefe zu holen. Ihr langes Verweilen unter dem Wasser machte den europäischen Zuschauern um so mehr Sorge, da jene eine Stelle zu ihrem Fange gewählt hatten, die voll See-Gewächse stand, worin man sich verwickeln, und abgehalten werden konnte, wieder aus der Tiefe empor zu kommen. Zwei Mal so lang, als der beste Taucher in England blieben sie unter dem Wasser, ein kleiner Augenblick über denselben, war hinreichend zum Athmen, und nach kurzer Zeit brachten sie den Korb voll Beute ans Land, welcher um den Nacken hing. Unter der Ausbeute waren sehr große Meer-Ohren und Hummern, letztere mußten sie unter den Wasser tödten, um nicht von ihren gewaltigen Scheeren zu leiden. Freudig trugen sie den Männern die Beute hin, welche ruhig saßen und das Kohlfeuer unterhielten, ohne im Mindesten zu gleicher Thätigkeit aufgemuntert zu werden. Die Weiber wiederholten theils sogleich ihre mühsame Arbeit im Wasser, theils erwärmten sie erst wieder an zwei kleinen Feuern

die Forder- und Hindertheile des Körpers zugleich. War genug Vorrath zur Mahlzeit gesammelt, so legte man den Fang auf Kohlen und genoß ihn geröstet. Der Mann wählte stets die besten Bissen. Selbst wenn sich die Weiber erwärmten, schienen sie diesen Zeitpunkt nicht geschäftlos hinbringen zu wollen, denn sie ordneten indessen sorgfältig die Austern und Muscheln auf den Kohlen, mindere Sorge auf die Hummern verwendend, welche mitten in die Flamme gelegt wurden. Die einzige Arbeit der Männer dabei war: daß sie die trockensten Aeste aussuchten, und auf eigne Art zerbrachen. Sie mußten sehr feste Hirnschädel haben, denn gegen diese stemmten sie den Ast, der zerbrochen werden sollte, erst an und erreichten so ihren Zweck. Man sah nicht daß ihnen diese Behandlungs-Art schmerzlich gewesen wäre, und es schien, als ob ihr dichtes wolliges Haar ihnen zum Polster dabei diene, und die Arbeit erleichtere. Das konnten die Frauen nicht.

Erst nach dem der Hunger gänzlich gestillt war, wurde das Trinkgefäß zur Hand

genommen. Weiber und Mädchen holten Wasser aus einem nahen Bache, sie setzten die vollen Gefäße vor den Männern nieder, welche den Durst in großen Zügen löschten, obgleich das Wasser äußerst schlammig und schlecht war. Ihnen folgten die Weiber und Kinder, und damit hatte die Mahlzeit ein Ende.

Uebrigens sind diese Insulaner gute Menschen. Die Liebe der Mütter für ihre Kinder ist, wie schon gesagt, groß. Oft sah man eine Mutter nackend ihr größeres Kind am Arme führend, in der andern Hand den Speisekorb haltend, und das jüngst geborne auf der Achsel tragend, einhergehen. Das Kind umschloß den Hals der Mutter mit den Beinen, und hielt sich an ihrem Kopfe. — Auch sind diese Insulaner zum Diebstahl nicht geneigt, dies bewieß folgendes Ereigniß: ein Matrose hatte einen Sack voll Austern an einen Felsen niedergelegt; ein junger Wilder sah es, versteckte den Sack, und ließ den Matrosen eine Zeit lang suchen, endlich gab er ihm lächelnd den Sack mit dem Inhalt

zurück, ohne etwas davon genommen zu haben. — Wenn diese Insulaner von einer Gegend in die andere wandern, so werden einige Männer voraus gesendet, welche den neuen Aufenthaltsort bestimmen und die nöthigen Vorkehrungen wegen der Feuer machen müssen. Zu diesem Endzweck tragen sie dürres brennendes Holz mit sich, um davon sogleich Gebrauch machen zu können, weil es ihnen schwer wird durch Reiben Feuer anzumachen. Ueber die Geschicklichkeit der Europäer, dieses durch ein Brennglas hervor zu bringen, geriethen sie in große Verwunderung.

Lebensweise der Neu-Kaledonier.

Dieses Volk bewohnt eine große Insel Australiens, die an mehreren Stellen sehr schmal ist, in der Länge aber über sechzig Meilen beträgt. Der Boden spendet minder reichlich die Pflanzengeschenke der Südinsel; hohe magre Gebirgketten durchziehen die innern Gegenden, und ihre zahlreiche, aber träge Bevölkerung, fristet kümmerlich das Leben.

Im Ganzen sind die Neu-Kaledonier nur mittelmäßig groß. Ihr Haar ist wollig, aber nicht alle lassen den Bart wachsen, viele raufen dessen Haare gänzlich aus. Die Haut dieser Insulaner ist so schwarz wie der Bewohner von van Diemens Land, nur bedienen sich erstere nicht, wie diese, des Kohlenstaubs, um die Schwärze der Haut zu erhöhen. Ihre Gesichtszüge gleichen den Zügen der vorherbeschriebenen Wilden von Neu-Holland, nur sind sie rauher, und die Ohren

werden durch lang herabhängende Ohrlappen entstellt, welche eine große Oeffnung, und durch Ziehen, Zerren und Behängen mit schwerem Holze, eine so große Ausdehnung erlangt haben, daß sie bis auf die Schultern herabreichen. Bei mehreren bemerkt man die Gewohnheit den Körper durch hohe Narben zu verunstalten, eine immer wiederholte Verwundung, und durch beißende Mittel bewürkte Eiterung bringt dergleichen Beulen hervor, welche als Zierde betrachtet werden und den Besitzer stolz machen.

Die Männer sind unbekleidet, nur ein äusserst schmaler Gürtel umschließt den Leib. Weiber und Mädchen tragen eine Hülle die aus Fasern von Baumrinde und grasartigen Blättern zusammen gesetzt ist, und den Leib von der Hälfte bis zu den Knieen deckt. Als Schmuck tragen einige Armbänder von Muscheln oder Quarz, und Halsbänder von Flechtwerk, woran bisweilen an einer Schnur ein kleiner Menschenknochen hängt.

Die Wohnungen dieser Insulaner sind von eigner Bauart und Form. Gewöhnlich

wählen sie dunkle Waldlagen zu der Stelle ihrer Ansiedlung. Mehrere Hütten stehen beisammen, doch aus Besorgniß bei entstehendem Brande der einen mitergriffen zu werden, ziemlich weit von einander. Einige sind, wie mit einem Zaun umgeben, die aus den Blattstielen der Kokospalme besteht, und auch noch vor der Hüttenthüre einen zu beiden Seiten verwahrten Weg bildet, andre entbehren dieser Umgebung. Sie ist gewöhnlich gegen fünf Fuß hoch, und ihr ganzer Bau schützt gegen Wind und Wetter sehr gut. Die Insulaner werden von stechenden Insekten hart geplagt, und müssen in den Hütten Feuer zur Nachtzeit unterhalten, um nur schlafen zu können. Der Rauch verjagt wohl jene Ruhestörer, wird aber den Bewohnern selbst oft sehr beschwerlich.

Die Neu-Kaledonier sind betrügerische, diebische Menschen, leben in beständigen höchst verderblichen Kriegen gegen einander, dürsten nach Blut, und fressen ihre Feinde deren Fleisch sie rösten. Nach ihrem eignen Geständniß gehört Menschenfleisch zu ihren

Leckerbissen, und sie sind so lüstern nach dieser entsetzlichen Speise, daß sie einst manchen von der Mannschaft eines französischen Schiffes an den Armen und Lenden befühlten, und dabei mit den Lippen und der Zunge eine Bewegung machten, wie bei uns einer, dem, wie man sagt, der Mund nach einem Lieblingsgerichte wässert. Aber nicht nur überwundene Krieger trifft dieses schreckliche Loos, sie erwürgen auch Frauen und Kinder und opfern sie ihrem Heißhunger.

Sparsam steht auf dieser Insel die Kokospalme und der Brodbaum, und selbst der geringe Vorrath an diesen Pflanzeu wird noch häufig durch die Barbarei der Insulaner vermindert; denn wenn eine Schaar die andre mörderisch anfällt, so werden sogar die Nutzbäume mit den Hütten der Erschlagenen vertilgt und ganze Thäler in Wüsten verwandelt. Ignamen, Patatten und allerlei Wurzelwerk dienen dem Volke noch zur Nahrung, aber bei der häufigen Magerkeit des Bodens, und bei dem geringen Fleiß, den der gedrückte weibliche Theil des Volkes

auf den Anbau nützlicher Wurzeln verwendet, wird hierin so wenig, als beim Fang von Schalthieren an den Küsten von den Männern unterstützt, und bei der starken Bevölkerung reichen diese Gaben des Bodens nicht zu; die Neu-Kaledonier essen daher Baumrinde, große Spinnen und eine Art grünlicher, sehr feiner speckiger Erde in großer Menge. Die Rinde wird in irdenen Töpfen, ohne Wasser, ans Feuer gesetzt und so gekocht, die großen Spinnen des Landes, deren Gewebe so fest ist, daß es bisweilen das Fortkommen in den Wäldern erschwert, werden zu hunderten gesammelt, in bedeckten Töpfen am Feuer getödet, und auf Kohlen gebraten. Die speckige Erde füllt den Magen, ohne Nahrungssäfte zu geben, aber sie stillt doch den Hunger; und daher kauen diese Wilden handgroße Stücke von ihr mit recht gutem Appetit.

Um den Durst zu löschen trinken sie Wasser, und verschmähen Branntwein und Wein. Ihre Art zu trinken ist eigen: sie beugen sich stark über die Quelle hin, aus der sie schö-

pfen wollen, öffnen den Mund sehr weit, und gießen sich mit der Hand eine Menge Wasser über das Gesicht, was davon in den Mund läuft oder ihn trift wird hinabgeschluckt.

Ihre Speere sind gegen sechzehn Fuß lang, von festem schwarzem Holze und fein polirt; ihre Keule ist in Zacken ausgearbeitet und mit Schnitzwerk geziert. Auch hat man ein elendes musikalisches Instrument, eine Art Flöte, bei ihnen bemerkt. Ihre Singweise macht eine rohe und widerliche Stimme, abscheulich.

Lebensweise der Einwohner auf den Admiralitäts-Inseln.

Einer Gruppe von mehreren Inseln im Südmeere gab man den Namen der Admiralitäts-Inseln. Die Kraft der Natur zeigt sich hier auf das herrlichste. Bis auf die Spitze der Berge sind die Inseln mit den kostbarsten Palmenbäumen besetzt, und jede derselben gewährt den Anblick eines Gartens. Ein sehr wohlgebildeter Körper zeichnet die Admiralitäts-Insulaner vortheilhaft aus. Ihre Haut ist von schwarzer Farbe, aber nicht tief schwarz; ihre Gesichtsbildung angenehm. Die von Natur schwarzen Haare verwandeln sie durch einen Anstrich von Ocker- und Palmenöl in roth; auch dient eben diese Farbe zum Bemalen einiger Körpertheile.

Bei mehreren ist der Nasenknorpel durchbohrt und durch die Oeffnung eine Schnur gezogen, an deren Ende sich Zähne, zwei

mal so groß, als Menschenzähne befinden. Auch dieses Volk findet eine Zierde in einer übergroßen Verlängerung der Ohrlappen; diese werden erst mit großen Löchern versehen, und durch künstliche Mittel so weit ausgedehnt, daß sie noch über die Schultern herabhängen und wie fleischerne Ringe von länglicher Form aussehen. Ueber der Brust zeigen sich bei Vielen seltsame Erhöhungen der Haut, diese sind Folgen absichtlicher Verwundungen, die durch öftere Erneuerung diese Gestalt bekommen. Sie sind nach Regeln angelegt und sehen einer Blume ähnlich, deren Stiel gegen die Brustwarzen herabzieht. Auch sieht man mehrere Armbänder, die aus großen Muscheln mühsam ausgeschnitten sind. Ein ganz schmaler Gürtel von Baumrinde umgiebt den Leib unter der Brust, auch er scheint blos zur Zierde, nicht zur Bedeckung angelegt zu seyn. Diese Menschen gehen ganz nackend. Zum Schutz gegen schlimme Witterung und zum nächtlichen Aufenthalt haben sie einfache Hütten, welche mit Schilf und Gras bedeckt sind.

Bogen und Keule sind nicht bei diesen Wilden gebräuchlich, aber Speere von fünf bis acht Fuß Länge, aus hartem, fein geglättetem Holze, und oben mit einem auf beiden Seiten scharf zugeschliffenen Stück vulkanischen Glases versehen, das gefährliche Wunden zu verursachen im Stande ist. Eine Schnur aus Fasern, mit einer Art Kitt befestigt, hält diese Spitze. Aber man sieht auch Sperre ohne diese.

Ihre Segelboote sind von Planken, wohl gebaut, und mit einem dünnen glatten Queerholze belegt, worauf der Anführer steht, und das Gleichgewicht zu erhalten sucht. Das Segel ist von Matten. Die Geschwindigkeit, womit diese Fahrzeuge die Wellen durcheilen ist außerordentlich. Als Schwimmer sind diese Wilden minder geschickt, wie viele der übrigen Australier, und gegen die Sandwich-Insulaner kaum Lehrlinge in dieser Kunst. Ihre Nahrung besteht in Früchten, Wurzeln, Fischen und Schalthieren.

Uebrigens sind die Einwohner der Admiralitäts-Inseln ein gutmüthiges Volk.

Sanftheit und Wohlwollen leuchtet aus ihren Augen, und ihre Redlichkeit im Handel ist außerordentlich. Voll Vertrauen nähern sie sich in ihren Pirogen den fremden Schiffen, und bieten alles was ihnen gehört zum Austausch dar. Eisen, dessen Gebrauch und Nutzen sie recht gut kennen, ziehen sie allen andern vor. Ihre Treue im Handel ist unerschütterlich. Man sah mehrere unter ihnen, die durch das Andrängen andrer verhindert und zurückgeschoben, nicht im Stande waren ihre erhaltenen Tauschwaaren durch Ablieferung der ihrigen zu bezahlen, wie sie sich mit aller Kraft bemühten sich wieder hervor zu drängen, um ihre Waaren abzugeben. Sie suchten dann voll Sorge den rechten Mann dem sie gehörten, und manche mußten wohl eine halbe Stunde Zeit anwenden, bis sie diese Absicht erreichen konnten. Gewiß ein Zug, welcher ihrem Charakter Ehre bringt.

Lebensweise der Neu-Seeländer.

Zwei Inseln bilden das Land welches man Neu-Seeland nennt. Der Boden ist vorzüglich gut, alle Pflanzen wuchern sehr reichlich, und es giebt eine Menge derselben. Eigenthümlich gehört dieser Insel eine Pflanze, welche der neuseeländische Flachs genannt wird, die Eingebornen brauchen ihn zur Verfertigung ihrer Kleider. Der Faden, den diese Pflanze giebt, ist der Seide an Feinheit gleich, und übertrift sie an Dauer.

Die Neu-Seeländer sind von mittlerer Größe und größtentheil schlecht gebaut. Ihre Körperfarbe ist sehr verschieden, man sieht sehr dunkle Menschen, fast schwarze, unter ihnen, aber auch solche, die ins Gelbliche, fast Dunkelolivengelbe fallen. Es fehlt ihnen eine eigentliche nationale Gesichtsbildung, wie man sie bei andern Völkern bemerkt. Am häufigsten sieht man bei einem runden

Volz inv.

New=Seeländer.

Gesichte, starke Lippen, eine an der Spitze dicke Nase, große durch Uebung sehr schnell rollende schwarze Augen. Der Blick der Männer ist scheu, finster, mißtrauisch, ihre Miene ernst. Schöne weiße, feste Zähne sind bei ihnen allgemein.

Beide Geschlechter sind an der Kleidung nicht von einander zu unterscheiden, denn diese ist bei Beiden gleich, und besteht aus einem fünf Fuß langen und vier Fuß breiten Zeuge, der von oben bemerkten Flachspflanze, mehr geflochten, oder geknüpft, als gewebeu ist, und an zwei Ecken über die Schulter gezogen und auf der Brust fest gesteckt, den ganzen Leib kleidet. Sie durchschlitzen sich die Ohren und behängen sie mit Knochen, Muscheln, Zähnen, und in die durch das Aufschlitzen verursachte Oeffnung stecken sie kleine Stückchen grünen Jaspis, Korallen, kleine Stückchen Zeug, und noch manches andre. Zur Verschönerung des Körpers gehört auch nach ihrer Meinung das Punktiren im Gesichte. Manche schneiden oder ritzen sich viele seltsame Striche

auf Stirn und Wangen, und heben diese schöne Arbeit durch Bestreichen mit blauer Farbe noch recht heraus.

Die Nahrung der Neu-Seeländer besteht größten Theils in Fischen und Schalthieren. Verschiedene Arten von Polzen und Angelhacken die von Holz verfertigt und an der Spitze mit feinen Knochen versehen sind, verschaffen ihnen diesen Unterhalt. Sie sind nicht gewohnt ihre Speisen zu kochen, aber roh verschlingen sie doch ihre Beute nicht, sondern geröstet oder gebraten. Auch Wurzeln dienen ihnen zur Speise. Weitere Nahrungsmittel sind für die Einwohner mehrere Vögelarten, besonders Wasservögel, auch Hunde und Ratzen. Aber auch Menschenfleisch gehört in das Verzeichniß ihrer Speisen. Jeder Stamm ist Feind des andern, und sucht oft zur Nachtzeit einen Ueberfall auszuführen. Gelingt er, so wird nichts verschont, weder Mann, Weib noch Kind des überwundenen Stammes bleibt am Leben, und die Erwürgten werden entweder schon auf dem Schlachtfelde gebraten und

verzehrt, oder mit hinweggeschleppt, um in dem Dorfe der Sieger zum Mahle zu dienen.

Die Art der Neu-Seeländer, ihre gewöhnlichen Mahlzeiten zu halten, ist eben so eckelhaft als sie selbst, jeder greift zu und frißt dem Thiere gleich. Selbst die Colonien auf dem Kopfe sind bei ihnen Nahrungsmittel. Man sah sie mit Heißhunger stinkendes Thranöl und Seehundsfett verschlingen, da die englischen Matrosen, ihre zwei Monate früher gefangenen Seehunde auf der Küste auskochten, und selbst den Abschaum und den Bodensatz in den Tonnen, genossen sie noch mit Begierde. Auf dem Schiffe leerten sie alle Lampen aus, die sie erwischen konnten, und ließen selbst den mit Oel getränkten Docht nicht zurück.

Diese Insulaner sind sehr leicht beleidigt, und furchtbar in ihrem Zorn. Ihre Rache ist unversöhnbar. Sie stehlen sehr gern alles was ihnen von europäischen Tauschwaaren vorkommt, und freuen sich einer gelungenen List.

Doch haben sie auch manches Gute; sie nehmen einen Gastfreund, der sie besucht, gerne auf; und theilen willig mit ihm ihren Speisevorrath. Sie haben einen Grad von Künstlichkeit, rein und oft recht schön sind viele Verzierungen, welche sie aus Holz schneiden.

Ihr Tanz ist äusserst taktmäßig, Flöten begleiten ihn; und ihren Gesängen, welche Thaten der Vorzeit, Kriegsscenen und ihrer Heerführer Gefahrverachtung preißen, fehlt eine gewisse Harmonie nicht, so wenig auch die Kunst Antheil daran hat.

Sie begraben ihre Tode, und betrauern sie einige Tage, ehe man die Leiche zur Grube bringt, durch Geheul und Zerkratzen des Gesichtes mit scharfen Steinen und Muscheln, bis das Blut in Strömen abfließt, und sich mit ihren Thränen mischt. Ihr Schmerz scheint durchaus wahr und ungekünstelt zu seyn.

Lebensweise der Bewohner von der Insel Feuerland.

In die Reihe des ärmsten Menschen des Erdbodens gehören die Stämme von Indianern, welche die Insel Terra del Fuego oder Feuerland bewohnen. Diese Menschen können nur durch sehr geringe Mittel ihr Leben fristen, und äußerst wenig an den Freuden des Daseyns Antheil nehmen. Wie wohlthätig, von ihnen den Blick auf das eigne Vaterland zu richten, wo ein hoher Grad von Cultur die Menschen des höchsten Glückes fähig macht, und reizende Genüsse sich ihnen täglich darbieten.

Die Insel Feuerland ist mit Felsengebirgen bedeckt, die ihre, mit Schnee bekleideten, Spitzen in den seltsamsten Formen erheben. Fast undurchdringliche Waldungen besetzen die Abhänge und Thäler, und vermehren die Kälte, die den größten Theil des Jahres hier herrscht.

Die Bewohner des Landes sind von schmuzziger Eisenrostfarbe, haben lange, schwarze Haare, und entstellen ihre ohnehin häßlichen Gesichtsbildungen durch Bemalen mit bunten Farben. Die Männer sind groß, bis an sechs Fuß hoch, aber grob geformt und unbeholfen. Nirgends ward bei den ankommenden Seefahrern aus Europa weniger Neugierde bei wilden Völkern bemerkt, als bei diesen; weder der Anblick noch der Bau und die innere Einrichtung der Schiffe, konnte bei denen, welche solche besuchten, die unerhörteste Gleichgültigkeit verdrängen, keiner schien nach etwas zu fragen, keiner etwas zu wünschen, keiner schien eines Begriffs von dem Gebrauch der ihm gezeigten Gegenstände fähig zu seyn. Nur bunte Glasperlen machten den Wunsch des Besitzes in ihnen rege. Hastig, wie Kinder im ersten Lebensalter, griffen sie darnach, und umwanden Hals und Knöchel damit. Ein Knabe von zwölf Jahren glaubte das erhaltene Geschenk der kleinen bunten Kugeln nicht besser nützen zu können, als wenn er sie kaute und aß,

und so mußte er unter den heftigsten Schmerzen sterben.

Das Haus der Feuerländer bezeichnet ihre niedere Bildungsstufe. Wenige rohe Baumstämme, oder ästige Stangen werden so in die Erde gesteckt, daß sie sich oben gegen einander neigen und zusammen laufen, so daß eine rohe Kegelform daran sichtbar wird.

Die Kleidung dieser Insulaner besteht aus einem Thierfell, oder auch aus der Haut des Seehundes, welche ohne alle Zubereitung, so wie sie vom Rücken des Thieres kommen, über die Schulter geworfen werden.

Eigentliches Hausgeräthe haben sie nicht, die Blase eines Thiers dient ihnen zum Wasserbehältniß und Trinkgeschirr, von Schüsseln, Töpfen, von Stuhl und Tisch ist nichts zu sehen. Etwas weniges Gras auf den Boden gestreut, ist ihr Bette.

Ihre Nahrung besteht aus Schalthieren; den Weibern liegt das Geschäft ob, sie zur Ebbezeit am Strande aufzusuchen, und von den nahen Klippen bei niedrigem Wasser abzustoßen. Ein zugespitzter Stock mit einem

Widerhacken versehen, ein Ranzen von Fell, ein Korb von grober Flechtarbeit sind das, was die Frau bei ihrem täglichen Gange an das Meergestade braucht. Mit dem Stock stößt sie die Austern und andre Schalthiere von Felsen, und weiß solche sich zu, in den Ranzen und Korb verwahrt sie die Ausbeute, und kehrt damit in die Wohnung zurück, wo die Männer in träger Ruhe ihrer warten.

Fast ohne Bekleidung, unter einer Wohnung die kaum den Namen einer Hütte verdient, dauern sie in einem Lande aus, wo die Kälte so heftig wird, daß englische Matrosen bei einer Wanderung ins Innere der Waldungen mitten im Sommer, fast zu Tode froren, und scheinen sogar zufrieden mit einem Zustande, der gewiß zu den allerelendesten gehört.

Ihre Sprache ist so roh, daß ihre Töne nicht anders klingen, als wenn bei uns ein Mensch reden will, der etwas in der Kehle hat, was ihm die Luft hemmt und die Sprache erstickt.

Außer bunten Strichen und Schnörkeln, womit sie das Gesicht und den Leib bemalen, legen sie auch Ringe um die Knöchel der Hände und Füße. Weiber sind häufig mit dergleichen Ringen geschmückt, welche aus kleinen Muscheln und Knochen zusammen gesetzt werden.

Bis zur Verfertigung von Booten haben sich diese Insulaner nicht erhoben. Wenn die Nahrung an der einen Stelle der Insel anfängt sparsamer zu werden, so ziehen sie an eine andre, und schleppen so ihr kümmerliches Leben weiter.

Lebensweise der Einwohner von der Insel Anamoka oder Rotterdam.

Die ganze Insel hat das Ansehen eines köstlichen Gartens, so sorgfältig sind die Felder abgetheilt und eingefaßt, so schön stehen die Pflanzungen und Bäume, deren Früchte einen großen Theil der Nahrung für die Insulaner ausmachen. Der Brodbaum ist mit mehreren Palmarten auch hier einheimisch, und Pumpelnüsse, Yams-Wurzeln gerathen in ausserordentlicher Schönheit und Menge.

Die Einwohner sind von mittlerer Größe, sehr wohl proportionirt, fleischig ohne schwerfällig zu seyn, und von kastanienbrauner Farbe. Sie verunstalten ihr Gesicht durch tätoiren, und pudern ihr Haar, das beschnitten ist, und wie ein Kranz den Kopf umgiebt. Die Mannspersonen gehen fast nakkend, denn nur ein ganz schmaler Streifen Zeug umgiebt ihre Lenden, an den Hüften

befestigt. Weiber und Mädchen aber, selbst einige Männer, schlagen ein größeres Stück Zeug aus Baumrinde verfertigt und gefärbt, einige Mal um sich, so daß auch fast die Beine damit bedeckt werden.

Von der allerseltsamsten Art sind die Häuser auf der Insel, ganz einzig und verschieden von dem Baugeschmack aller andern nah und fern. Sie haben eine Länge von dreißig Fuß, bei ohngefähr acht Fuß Breite und neun Fuß Höhe. Die Wände sind aus Rohr geflochten, aber nicht senkrecht, sondern gegen uuten enger, gegen den Boden zusammen laufend, wie man Körbe für Damen sieht. Das mit Moos und Stroh gedeckte Dach ragt unterhalb über die Seitenwände hervor, und stößt oberhalb schräg zusammen, so daß der Durchschnitt eines solchen Hauses die Gestalt eines Fünfecks hat. In einer von den langen Seitenwänden ist eine viereckige Oeffnung, etwa zwei Fuß groß, welche die Stelle des Fensters und der Hausthüre vertritt. Jedes Haus dient zugleich zur Vorrathskammer, denn in jedem werden die

Yams-Wurzeln (der Bewohner häufigste Nahrung) auf den Fußboden hingeschüttet, ohne von der Unbequemlichkeit, welche diese Gewohnheit für die Hausbewohner hat, abgehalten zu werden. Um selbst auf der unebensten Stelle schlafen zu können, decken die Besitzer einige Matten darüber und schlafen ruhig und gut darauf. Zum Kopfküssen dient hier ein kleiner, schmaler hölzerner Schemel. Diese wohlverwahrten Korbhütten sind vorzüglich den Ruhestunden der Nacht gewidmet, den größten Theil des Tages bringen die Insulaner in Freien zu.

Nach der ersten Landung der Engländer bemerkten die Insulaner kaum, daß jene Lebensmittel zu erhandeln suchten, als sich gleich ganze Schaaren von Verkäufern herandrängten und ihre Waaren mit großem Geschrei darboten. Die Wohnungen welche zerstreut auf der Insel lagen, und an denen vorbei, und zwischen den wohlabgetheilten und schön gebauten Feldern hindurch ein breiter Kunstweg führte, waren bald ziemlich leer, denn alles strömte den Marktplatze am Ufer zu.

Rechts und links am Wege sah man Baumgärten in schöner Abwechslung vom Baulande und jener war häufig von blühenden, Kühlung und Wohlgerüche verbreitenden Gebüschen überwölbt. Die in den Wohnungen zurückgebliebenen waren sehr höflich, verbeugten den Kopf gegen die Fremdlinge und sagten: Lelei-won! (gut Freund) Sie leisteten willig alle mögliche Dienste; waren die Wegweiser auf der Insel umher, hohlten wohlriechende Blüthen von den höchsten Bäumen, und wenn jene einen Vogel geschossen hatten, solchen herbei, er mogte auf das Land oder ins Wasser gefallen seyn. Ein großer See im Innern der Insel, der Aufenthalt sehr vieler Wasservögel, gab häufig zu diesem Dienste Veranlassung. Sie brachten schöne Gewächse, und nannten sie, und wenn der Fremde mehrere der Art zu sehen wünschte, waren sie unermüthlich, solche weit herzuholen. Gern bewirtheten sie die fremden Männer mit Kokosnüssen und andern Früchten, beluden sich freiwillig mit allen was jene gesammelt hatten, um es ihnen

nachzuschleppen, und bezeugten sich am Ende sehr dankbar, wenn sie für alle diese Dienste einen Nagel, oder eine Koralle, oder ein Stückchen Zeug erhielten.

Diese Insulaner sind besonders geschickte Holzschnitzer. Sie verzieren ihre Keulen so künstlich, daß sie sogar zu schön zum Gebrauche scheinen. Sie verfertigen zierliche hölzerne Schalen und bauen recht gute kleine und größere Boote.

Lebensweise der Neu-Californier.

In Neu-Californien tritt ein reizendes Bild vor die Augen des Beobachters. Reich und mannichfaltig sind die Gewächse des Bodens. Die große Fakeldistel gehört zu den wunderbarsten Gewächsen. Sie wird an 40 Fuß hoch. Der Stamm mißt gegen 6 Fuß im Umfang, und aus ihm treten Blätter hervor, welche zugleich die Aeste ausmachen; immer ein Blatt treibt aus den andern. Alle sind mit Stacheln, viel stärker als die stärkste Nähnadel, bewaffnet. Ein einziges Blatt ist zuweilen 20 Fuß lang, wie ein Balken, und würde den Menschen, den es im Abfallen träfe, hart beschädigen. Wehe dem, der durch einen Wald von dieser Baumgattung gehen müßte, wenn das Laub abfällt. Die eiförmige Frucht, von hochrother Farbe, enthält fleischigte Theile, von sehr gutem Geschmack.

Die Ureinwohner des Landes sind weder groß noch schön, auch nicht wohlgebaut, und stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur. Ihre Farbe ist tiefbraun, ihr Haar kohlschwarz, rauh, struppicht, wenig haben bedeutenden Bart, den sie wachsen lassen, an vielen ist kaum ein Bart zu merken. Ihre Zähne sind das schönste am ganzen Menschen, in der That herrlich, und doch nur wenig von ihnen beachtet.

Ihre Sprache ist ärmer noch als alle andern Nordamerikanischen Wilden; so haben sie z. B. keinen Ausdruck für die Begriffe: Tod, Wetter, Kälte, Hitze, Regen, Freunde, Friede, Ehe. Sogar fehlt ihnen der Ausdruck: Gott, den doch alle andern Wilde mit den Worten: großer Geist bezeichnen. Sie zählen bis sechs; was drüber ist, sei es 50, 100 oder noch mehr, das nennen sie viel. Nach der Reife des Pitahahia werden die Jahre bezeichnet; so z. B. 3 Ambia, heißt bei ihnen: dreimal war die Pitahahia-erndte, also drei Jahre.

Sorgfältige Beobachter schildern diese Menschen als sehr elend: sie sind taub gegen allen Unterricht, und bleiben, ohne Wunsch sich auszubilden, stets in dem Zustand der Rohheit. Dummheit verrathen schon ihre Gesichtszüge, und ihre Unreinlichkeit übersteigt alle Begriffe.

Ihre Hütten sind sechs bis sieben Fuß im Durchmesser groß, und ein elendes Flechtwerk von Weidenzweigen, um mehrere im Zirkel aufgestellte Stangen, die sich oben in einen Punkt berühren; sie werden mit Schilf überlegt oder auch mit Baumrinde, oben bleibt eine kleine Oeffnung für Licht und Rauch, und vorn am Boden ein kleines Loch, als Thüre, kaum so groß, daß ein Mensch durchkriechen kann. Eine ganze Familie ist in einem solchen Neste; das von Ungeziefer wimmelt, zusammengepreßt.

Für die Bedeckung des Körpers sorgen sie wenig, der Mann trägt ein Stück Hirschhaut um die Hüften nachlässig befestigt; die Frau eine längere Schürze aus Schilf und Aloeblättern geflochten. Bei Festen wird der

ganze Leib mit rother und gelber Erde bestrichen. Die Ohrenläppchen werden durchbohrt und mit Holz und Knochen geziert. Mehrere tragen Sohlen an den Füßen, die durch Bänder befestigt sind, und auf einer hölzernen Erhöhung, wie auf niedrigen Stelzen stehen.

Ihr Hausgeräthe besteht in allerlei Flechtwerk, ihr Kahn wird aus Rinde künstlich verfertigt. Beim Tode eines Verwandten, selbst schon bei seiner Krankheit lösen sich diese gefühlvollen Californier den kleinen Finger als Beileidszeichen ab. Auch reißen sie sich bei dieser Gelegenheit mit scharfen Steinen Wunden in den Kopf, und schreien dazu widerlich: Hu! hu! hu! —

Als Jäger mit Bogen und Pfeil bewaffnet, zeigen sie Geschicklichkeit. Der kleinste Colibri wird von ihrem Geschoß erreicht. Eine artige List wenden sie an um auf der Weide die Hirsche zu täuschen, und ihnen unbemerkt nahe zu kommen. Sie ahmen nämlich den Gang des Hirsches nach mit einem Hirschgeweihe auf dem Kopfe, wo-

durch der ruhig grasende seinen Gegner zu spät gewahr wird, und häufig seinem Geschoße erliegt.

Die zum Christenthum eingeweihten Californier werden in der Nähe der Kirchen und des Wohnplatzes der Geistlichen in strenger Zucht erhalten. Nimmt man die Wohnung der Geistlichen, Bethaus, Vorraths- und Arbeitshaus, die alle ziemlich gut gebaut sind, hinweg, so glaubt man in einem Dorfe herumziehender Wilden zu seyn. Sie ändern wenig oder nichts an der althergebrachten Bauart ihrer schlechten Hütten, auch gehen sie schwer daran sich anders kleiden zu lassen, als sie im Zustande der Wildheit gewohnt waren.

Der Charakter des Volks ist so schlecht, wie sein Aeusseres; es sind Menschen ohne Gefühl, ohne Dankbarkeit; Diebe, Betrüger, als letztere sehr schlau; und besonders faul im höchsten Grade. Mit ihrer Faulheit haben die christlichen Bekehrer eben so viel zu kämpfen, als mit ihrer Dummheit. Sie geben Krankheit vor, gebehrten sich als

Sterbende, verlangen die letzte Einsegnung, nur um einen Tag lang von aller Arbeit befreit zu seyn. Einer wollte gar sterben; er wußte nicht wie das anzufangen sei, er hatte nie einen Menschen sterben sehen, wohl aber Ochsen, er ahmte also einen sterbenden Ochsen nach, indem er die Zunge so herausstreckte, wie das Vieh es zu thun pflegt.

Lebensweise der Einwohner der Insel Otaheiti.

Wenn von der glücklichen natürlichen Beschaffenheit eines Landes die Rede ist, so wird die Insel Otaheiti gewiß nicht übersehen. Sie ist die berühmteste von den eilf sogenannten Societäts- oder Gesellschafts-Inseln. Die Berge sind auf ihr mit vortreflichen Nutz- und Farbehölzern bewachsen, auch in den Thälern und auf jener flachen Seeküste wuchert die hervorbringende Kraft der Natur in außerordentlicher Fülle. Der Reichthum an den kostbarsten Naturpflanzen und Fruchtbäumen indischer Himmelsstriche, ist so groß und mannichfaltig, und ihr Gedeihen so freiwillig, daß der Mensch nur wenig dabei zu besorgen hat. Die Luft ist vortreflich, ewiges Grün deckt das Land, nur wenige Bäume verlieren alljährlich ihr Laub.

Die Bewohner der Insel hat die Natur ihrem schönen Aufenthalt nicht unähnlich her-

vorgebracht: ihr Körper ist häufig größer als der eines gewöhnlichen Europäers, ihr Wuchs ohne Tadel. Kein Volk auf den Inseln des Südmeers hat eine lichtere Farbe; sie besteht aus einer Mischung von blassem Kupferroth mit Olivengelb. Die Männer Otaheiti sind von starkem Muskelbau, und würden den Beobachter auch schöne Gesichtszüge zeigen, wenn nicht eine häßliche, grausame Gewohnheit, schon an den Kindern, Stirne und Nase widerlich zu drücken, sie entstellte. Angenehm, voll Leben sind die Mädchen auf Otaheiti, sie haben funkelnde, schwarze Augen, wohlgewölbte Augenbraunen, schöne weise Zähne, runde Arme, gutgeformte Hände und Füße, schwarzes, zartes Haar, eine weiche, reine Haut; und ihr Betragen ist froh und unschuldsvoll.

Männer und Weiber halten sehr viel auf Reinlichkeit: sie suchen solche durch häufiges Waschen und Baden zu bewirken, und spühlen den Mund nach jeder Mahlzeit rein aus.

Sie sprechen ihre Sprache sehr wohlklingend. Ihre Kleider sind aus Rinden von verschiedenen Baumgattungen verfertigt. Mann und Weib kleiden sich auf einerlei Weise. Gegen Regen schützt man den Körper mit Matten, bei guter Witterung mit einem feinen Mantel von weißer und gelblicher Farbe. Gewöhnlich lassen die Männer das Haar fliegen, und zieren es mit einem Bündel Federn von Tropik-Vogel, Mädchen und Frauen winden ihre Haare auf der Scheidel, in einen Knoten, und schmücken es mit wohlrichenden Blumen, andre umwinden es mit Haargeflechten, von den Haaren verstorbener Verwandten, welche durch künstliche Zusammensetzung so lange werden, daß sie in gerader Linie eine deutsche Meile messen. Einfach und schön sind die Wohnungen dieser Insulaner. Sie liegen in kostbaren, von allen Strauchwerk befreiten, hochstämmigen Fruchtbaumwaldungen, theils am Gestade des Meers, theils in den Bergthälern, eines herrlichen Schattens stets genießend. Jeder hat seine Baumpflanzung

um seine Hütte her, und diese giebt ihm und den Seinigen reichliche Nahrung, und wölbt ein Schirmdach über ihn, worunter er am liebsten verweilt. Das Hausgeräth erfordert wenig Raum, man sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden, man schläft gewöhnlich auf ebner Erde, entweder von seinem eignen Kleide, oder von einem Stücke Zeug bedeckt, und hat ein zierlich geschnitztes kleines halbrundes Stühlchen, statt des Kopfküssens, unterliegen. Tische sind nicht üblich; einige hölzerne Schaalen, Mulden, Kisten, zur Bewahrung der Kleider, Wassergefäße, geflochtene Körbe, sind die übrigen Geräthe.

Ihre Speisen sind einfach: sie bestehen vorzüglich aus Pflanzen und Früchten; sie essen aber auch Fleisch von Schweinen, Hunden, Fischen und Vögeln. Fleisch aller Art wird entweder gebacken oder gebraten.

Die Einwohner von Otaheiti lieben Musik, Gesang und Tanz. Ziemlich eintönig ist wohl ihre Musik, Trommeln und Flöten machen ihren ganzen Instrumenten Vorrath

aus. Die Trommel besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit Fell bezogen, und mit den Händen statt der Stöcke gespielt; die Flöte wird von Bambusrohr verfertigt, und nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase geblasen. Ihre Gesänge und Tänze werden von diesen Instrumenten begleitet. Die Otaheitier wissen mit elenden Werkzeugen sehr schöne Arbeiten zu verfertigen, ihre Kleiderstoffe übertreffen an Schönheit alle der andern Insulanern ihre. Auch wissen sie Körbe so zierlich zu flechten, daß solche selbst in Europa für schön gelten.

Der Otaheitische Gruß ist seltsam, er besteht darin, daß einer mit seiner Nase die Nase des andern berührt. Kömmt ein Gast so spricht er: ich bin da. Der Hauseigenthümer antwortet: Gott segne dich. Sie berühren sich die Nasen, ergreifen nun aus Freude die Haifischzähne, und lassen Blut fließen, und sogleich wird das Kostbarste im Hause aufgetischt.

Stirbt ein Bewohner der Insel, so versammeln sich die Verwandten und Freunde

desselben in seiner Hütte, und beklagen ihn mit Thränen und Seufzern, und durch Ritzen mit dem Haifischzahn. Auf einer Bahre liegend, trägt man die Leiche mit großem Gefolge erst an das Meerufer, wo sie der Priester mit Wasser besprengt, sodann unter ein abgelegnes mit Blättern bedecktes Haus, wo sie auf einem Gerüste wie im Bette liegt, und von den Verwandten so lange besucht wird, bis alles Fleisch von dem Körper abgefault ist. Dann sammelt man die Knochen und vergräbt sie, nachdem man solche vorher rein abgeschabt und gewaschen hat. Sie glauben: die Geister der Verstorbenen umschweben die Hinterbliebenen, und erweisen ihnen Gutes.

Lebensweise der Patagonen auf der südlichen Halbinsel von Amerika.

Die Patagonen gehören zu den größten Menschen des Erdbodens, sie messen oft über sechs bis sieben Fuß, und haben einen starken wohlgebildeten Körperbau. Ihre Gesichtsbildung verspricht wenig, die Nase ist kurz, die Augen klein. Sie haben eine dunkelkupferfarbige Haut, schwarze starke Haare, welche die Männer abschneiden, die Weiber in Flechten hängen lassen, und mit Muscheln zieren.

Die Bekleidung beider Geschlechter ist sehr einfach, sie besteht aus Fellen von den Quanaco, das an Gestalt und Größe einem Rehe ähnlich ist, aber keine Hörner, und auf dem Rücken einen merklichen Höcker hat. Aus dem Felle dieses Thiers wird eine Hülle verfertigt, welche überall zu ist, nur an den Armen und am Halse Löcher hat, kaum

bis auf die Kniee reicht, und die Haare des Fells auswärts sehen läßt. Der ganze Leib der Patagonen wird täglich mit einer rothen Erde bestrichen, die Wangen werden mit rothen und weißen Strichen bemalt, mit ähnlichen Strichen fäßt man auch die Augen ein.

Die Wohnung der Patagonen ist äußerst einfach, sie besteht aus einigen Stangen, welche aufrecht gestellt werden, an welche man andre in der Queere befestigt, und das Ganze mit Pferdehäuten bedeckt. Sie schüzzen für Regen und Schnee, halten warm, und können leicht von einer Stelle zur andern gebracht werden.

Die Pferdeheerden sind der Hauptreichthum bei diesem Volke, sie haben eine beträchtliche Anzahl von diesen Thieren gezähmt, viele leben wild im Lande. Pferdefleisch ist der Einwohner hauptsächlichste Nahrung, und die meisten verzehren es roh, eben so die Fische die sie fangen, und durch einen Biß hinter den Ohren tödten. Weder Gräten noch Schuppen lassen sie übrig. Man

sah sie die Eingeweide von einem so eben erlegten Strauß, roh aufzehren, sie wendeten die Gedärme um, schüttelten sie ein wenig ab, und verschlangen sie nun mit Heißhunger.

Das gewöhnliche Getränk der Patagonen ist Wasser, aber, wenn sie festliche Tage, durch frohe Gelage, feiern wollen, alsdann bereiten sie berauschendes Getränke, und genießen davon bis zum Uebermaß. Es besteht aus einer Art von Himberren, welche in Wasser gähren. Zu einem solchen Gelage wird eine Menge von diesen Beeren eingesammelt: man macht eine Grube in die Erde, welche ungefähr vier Fuß ins Gevierte hat, und belegt sie mit Pferdehäuten. Die Beeren werden hineingeworfen und mit Wasser übergossen. Man rührt diese Zusammensetzung mit starken hölzernen Stöcken um, überläßt sie zwei Tage lang der Gährung, und hat nun die Arbeit vollbracht. Der Tag des Gelags ist bestimmt, und alle Männer und Weiber des Stammes, den König mit eingeschlossen, kommen mit der Tabacks-

pfeife im Munde, und mit der Trinkschale zu dieser Grube, legen und stellen sich um dieselbe herum, und trinken so lange, als etwas darin ist, oder so lange, bis sie taumeln. Sobald der Kopf heiß ist, gerathen sie im Streit, und würden sogleich zu den Waffen greifen, wenn nicht die Weiber vorsichtig genug wären, solche sogleich beim Anfang des Gelages zu verstecken. Der König selbst bleibt nicht verschont, wenn sie handgemein werden, aber so bald der Rausch ausgetobt hat, ist alles Unrecht vergessen und vergeben.

Diese sonst ungebildeten, sich gegen sittliche Bildung sträubenden Menschen, sind von Natur gut, leben Brüdern gleich, in Vertrauen und Eintracht, und unterstützen sich wechselseitig in Gefahr und Noth. Ihr König hat keine bessere Hütte als jeder andere; und an äußern Ehrenbezeugungen ist er nicht zu erkennen. Seine Unterthanen sind seines gleichen; sie folgen seinem Befehle; nur muß er nichts befehlen, was sie nicht wollen. Den Erwerb ihrer Jagden

und des Fischfangs theilen sie mit ihm, und somit wäre es höchst unnöthig, wenn er an einer Arbeit Theil nehme.

Die Patagonen ändern oft ihre Wohnplätze: ist eine Gegend von ihren Pferden abgeweidet, so ziehen sie mit ihren Hütten, die sie auf Pferde packen, in eine andere. Von Hausgeräthe sind sie nicht sehr belästigt; es besteht in einigen Säcken, Wassergefäßen und Körben.

Bogen, Pfeile und Schleudern, womit sie weit und sicher treffen, trägt jeder Mann beständig bei sich. Der Anblick eines Feindes erschreckt sie nicht, wenn sie aber einen Irrwisch sehen, so zittern sie auf das heftigste.

Sie mißhandeln ihre Weiber nicht, und zeigen große Liebe für ihre Kleinen. Es wird sehr darauf gesehen die Kinder abzuhärten, und sie fähig zu machen, der strengsten Winterkälte zu trotzen. Manche Mutter trägt den Säugling an das Ufer, von den übrigen Kindern, wenn sie deren hat, begleitet, hier taucht sie alle nackend unter,

das Wetter sei gut oder schlecht. Aber auch im tiefsten Schnee können diese Kinder, unbeschadet ihrer Gesundheit, nackend gehen.

Die Patagonen verehren Sonne und Mond. Der Neumond wird festlich begangen; die Stämme versammeln sich und ziehen um ihre Hütten her. Voran geht einer der einen großen hölzernen Ring trägt, welcher mit Metallstückchen und Straußfedern besetzt ist. Er dreht ihn bisweilen im Kreise, und giebt dadurch das Zeichen, wodurch die ganze Versammlung jedesmal veranlaßt wird, ein großes Geschrei zu erheben. Die ganze Feierlichkeit ist in Zeit von einer halben Stunde geendigt.

Lebensweise der Einwohner von der Insel Vancouver.

Die Bewohner dieser Insel sind unter der gewöhnlichen Mittelgröße. Das Gesicht ist mehrentheils rund und voll. Die Nase ist an der Wurzel platt, am Ende abgeründet, die Nasenlöcher sind ziemlich weit. Der Mund ist rund, mit dicken, wulstähnlichen Lippen. An ihren Augbraunen fehlt die Haarbesetzung welche andre Menschen haben. Ihr Haupthaar ist schwarz, dicht, und hängt steif über die Schulter herab.

Wahrscheinlich weicht ihre Körperfarbe nicht viel von der braunen Farbe eines Spaniers ab, allein sie ist schwer zu erkennen, weil ein dichter Schmutz, und viel Vorrath von Farbensalben auf den ganzen Körper liegt, und täglich erneuert wird. Diese Salbe besteht aus groben Ocher mit Thran vermischt und rücht abscheulich. Der

Schmutz theilt sich den Kleidern mit, welche nun höchst unreinlich werden und häßlich stinken.

Der allgemeine rothe Farbenüberzug reicht nicht hin, um die Putzlust dieser Insulaner zu befriedigen. Noch mischen sie mit Fett schwarze, brennendrothe und weiße Farbe, und bemalen damit das ganze Gesicht in abwechselnden Schnörkeln und Linien; hierauf wird, um die Schönheit zu vollenden, brauner, in Blättchen zerfallener, eisenschüssiger Glimmer darüber gestreut. Sie durchbohren die Ohrenläppchen und den äussern Rand des Ohrs, an verschiedenen Stellen, und befestigen in diesen Oeffnungen lederne Riemen, an welche sie kleine Muscheln, Knochen, Kupferbleche, Federn und dergleichen hängen. Der Nasenknorpel wird durchlöchert und ein metallener Ring durchgeschoben, der an einer Stelle sich öffnen und wieder zukneipen läßt. Lederne Riemen, Quasten, weiße Korallen, schmücken Arme und Beine. Schwer ist hier das Weib vom Mann zu unterscheiden, da es ihm, mehr

als in irgend einem andern Lande, an Gestalt, Farbe, und Gesichtsbildung ähnlich ist. Gewöhnlich kleiden sich beide Geschlechter in einen Mantel oder Rock, der sich von der rechten Schulter, wo er mit Schnüren gebunden ist, unter den linken Arme hinzieht, beide Arme völlig frei läßt, und bis auf die Kniee reicht.

Ueber alle Begriffe ist die Unsauberkeit ihrer Wohnungen, nicht nur getrocknet werden im Innern derselben die Fische, welche den Nahrungsvorrath für den Winter ausmachen, sondern auch zerlegt, ausgeweidet, und das ganze Eingeweide bleibt liegen, wo es hinfällt und fault. Es mischt sich der Abfall von den täglichen Mahlzeiten in einer Menge Gräten und Knochen dazu, und der Haufe von Unflath wird endlich so groß, daß der dadurch verengte Raum eine Säuberung unumgänglich nothwendig macht. Welcher abscheuliche, thranige, verpestete Fäulnißgeruch daraus entstehen müsse, läßt sich denken.

Die Nahrung dieser Leute besteht aus allen Gegenständen der Thier- und Pflanzenwelt, welche sich essen lassen. Den größten Antheil an ihrer Verpflegung hat das Meer, welches ihnen nicht nur Fische aller Art, sondern auch große Muscheln und andre Seethiere liefert. Fische genießen sie nicht nur frisch, sondern trocknen die kleineren Arten, Heringe, Sardinen u. dgl. an Stäbchen, reihenweise angesteckt, am Feuer; größere an der freien Luft. Meerschweine, in große Stücke zerlegt, essen sie ohne alle Zubereitung. Von dem frischen Fleisch des Meerschweins kochen sie auch eine Suppe, indem sie Stücke davon in einen viereckigen Eimer Wasser legen, und glühende Kiesel so lange hinein werfen, bis das Wasser kochend wird und das Fleisch gar macht. Thran ist ein Lieblingsgericht für die Bewohner dieser Insel, sie trinken ihn in großen Zügen aus Löffeln von Horn, und tauchen ihre getrockneten Fische darein. Sie essen ohne Zubereitung Laub von Johannisbeeren, Stachelbeeren und vom Hollunder, an wel-

chen die Gegend reich ist. Sie brauchen die Hände zum Zerreißen größerer Stücke Fleisch, und die Zähne zur Vertheilung in Bissen. Thran läuft beständig über ihren Mund und ihre Finger, und nirgends ist eine Anstalt zu sehen, sich abzuwischen. Ausgegrabene Wurzel stecken sie sogleich im Mund, ohne vorher die Erde abzuschütteln.

Es ist wahrscheinlich, daß sie ihren erlegten Feinden Köpfe und Hände abschneiden, und das Fleisch davon gebraten essen, weil Menschenschädel und Skelette von Händen den Europäern im Tauschhandel von ihnen angeboten werden.

Ohne Anlage von Scharfsinn sind sie nicht, dies bezeugen ihre mannichfaltigen Handarbeiten. Ihre Kleiderstoffe sind schön; sie verfertigen solche theils aus Fichtenrinde, welche zu einer hanfartigen Substanz geschlagen werden, theils aus Wolle von Thieren. Ohne Webestuhl bearbeiten diese Stoffe ihre Weiber, wirken und malen Figuren hinein, und die geschickte Behandlungsart dieser Zeuge ist zu bewundern.

Auch diese Menschen lieben Musik und Tanz. Ausgehöhlte Bretter und eine Pfeife mit einem einzigen Loch sind schlechte Werkzeuge um musikalische Akkorde hervorzubringen, aber der frohe Naturmensch braucht zur Begleitung eines abgemessenen Geschreis, das er Gesang nennt, und zur Belebung seiner seltsamen Bockssprünge, die er Tanz nennt, weiter nichts, um sich glücklich zu fühlen.

Lebensweise der Drotchis.

Dieses Land wird den größten Theil des Jahres hindurch vom strengsten Winter beherrscht, selbst in den kurzen Sommermonaten thaut der Boden nicht ganz auf, dieser ernährt daher nur solche Gewächse, welche der harten Kälte trotz bieten können, und läßt keine eigentliche Bearbeitung zu. Hohe Felsengebirge starren dort in die Wolken empor, mit ewigem Eise die Spitze gepanzert. Fichten gedeihen in den mildern Gegenden, auch Birken kommen fort; doch ohne eine bedeutende Höhe zu erreichen. Einige Beeren wachsen wild, blühen aber spät. Und doch wohnen auch hier Menschen, denn die See ist hier überaus reich an Fischen, worunter sich die Lachse vorzüglich an Güte oder Menge auszeichnen. Sie dienen den Bewohnern zur Hauptnahrung.

Die Drotschys gehören in die Reihe der schwächlichen, kleinen Menschen, ihre ge-

wöhnliche Größe beträgt weniger als vier Fuß, zehn Zoll, der ganze Körper ist mager, gelblich dunkelbraun oder gelblich dunkelgrau von Farbe, und theils absichtlich, theils zufällig, mit Thran und Rauch überzogen. Ihre Kleidung besteht in einer Weste von Nanking, wie ein Fuhrmannshemde zugeschnitten, von andern, auch aus Hundefellen und Lachshäuten verfertigt. Mehrere tragen auch einen großen Mantel von Lachshaut, oder für die rauhe Jahrszeit, von Pelzwerk.

Die Männer betreiben den Lachsfang mit Netzen und Wurfspießen, und die Jagd, mit Bogen und Pfeilen. Die Weiber zerlegen die Fische, verfertigen Matten, Kleider, und pflegen die Kinder.

Die Orotschys ehren ihre Frauen, sie lassen sie an den Berathschlagungen mit Fremden Theil nehmen, und schließen keinen Tauschhandel ohne ihre Einwilligung.

Ein Seefahrer, welcher diese Insulaner besuchte, macht von ihnen folgende Schilderung:

Nirgends in der Welt kann der Reisende Menschen von milderer Denkart finden. Das Oberhaupt des Stammes, an dessen Dorf wir landeten, empfing uns mit einigen von seinem Volke, bückte sich bei seinem Gruße tief, und führte uns selbst in seine Hütte, wo wir seine Frau, die Frauen seiner Söhne, seine Kinder und Enkel antrafen. Auf sein Geheis wurde eine reinliche Matte ausgebreitet, worauf wir uns setzen mußten. Sogleich wurde das Willkommsmahl bereitet, das in kleinen uns unbekannten Körnern, den größten Lekkerbissen dieser Leute, bestand, welche man mit Lachs in einen Kessel über den Feuer kochte.

Aus vier großen, von Fichtenstämmen erbauten Hütten bestand ihr Dorf, das innere Zimmerwerk war von gutem, haltbaren Bau, das Dach mit Rinde gedeckt. Vier verschiedene Familien hatten sich in den Besitz dieser vier Hütten getheilt, und lebten in der herzlichsten Vertraulichkeit. Eine davon wanderte hinweg, aber, anstatt ihre Habseligkeiten in der Hütte zu verschließen,

ließen sie alles, was sie besaßen, darinnen zurück, und setzten nur einige Bretter vor dem Eingang, um Hunde davon abzuhalten. Wir selbst prüften sie häufig, und waren bald so fest davon überzeugt, daß diese guten Menschen eine große Achtung für das Eigenthum andrer haben, daß wir ganze Säcke voll Tauschwaaren in ihren Hütten stehen ließen, ohne je den mindesten Mißbrauch von diesem Zutrauen zu bemerken, es war: als ob diese Leute gar keinen Begriff von Raub hätten.

In den nämlichen Fluß, wo unsere Leute fischten, betrieben auch sie ihren Fang. Oft bemerkten wir die Begierde, womit sie gleich nach dem Fange Schnautze, Ohren, bisweilen die ganze, sorgfältig abgezogene Haut vom Lachse, roh und ungewaschen verschlangen. Mit der nämlichen Lust, womit wir Austern genießen, saugten sie den Schleim aus diesen Theilen, und nagten an den Gräten. Zuweilen brachten sie den Frauen noch solche lekere Kostbarkeiten, mit Hast fielen dann diese über sie her, und verzehrten die

schleimigen Theile, mit Zeichen des Wohlgeschmacks.

Einen schönen Zug, der den Charakter dieses Volkes sehr zur Ehre gereicht, schildert noch obiger Seefahrer:

Er glaubte bemerkt zu haben, die Drotschys, mit welchen er umging, wünschten die Geschenke, welche er ihnen zugedacht hatte, mit einer Art von Schonung zu erhalten; er setzte sich daher in eine Hütte, und lockte zwei Kinder von drei und vier Jahren an sich, liebkoste sie, und gab ihnen ein Stück Nanking von rosenfarbe, das er in die Tasche gesteckt hatte. Freudig brachten die Kleinen das Geschenk den Aeltern, und die ganze Familie schien auf das lebhafteste entzückt und gerührt zu seyn. Der Mann ging hierauf weg, kam aber bald wieder, und brachte seinen schönsten Hund, welchen er den Seefahrer bat anzunehmen. Dieser weigerte sich, den Hund zu behalten, indem er deutete: ihm sei das Thier unnütze, jenem von großen Nutzen. Da nun der Drotschys bei stets erneuerter Bitte nichts be-

wirkte, so ergriff er die Hände jener beiden beschenkten Kinder, und stützte sie auf den Rücken des Hundes, mit Blicken und Zeichen ausdrückend: daß man diesen zarten Kleinen nichts verweigern dürfe. — Kann ein anderes Volk, welches Akerbau treibt, und Viehzucht hat, edlere Beweise von Bildung geben? — —

Volz inv: Wunder sc:

Interessante Gegenstände aus der Naturkunde.

Das Ichneumon.

Das Ichneumon ist so groß wie eine Katze, die Farbe seiner langen Haare ist eine Mischung von grau, und von heller Rostfarbe, mit eingestreuten dunklern Streifen. Der Kopf ist schlank, die Schnaunze in die Länge gestreckt und zugespitzt. Es hat große scharfe blendendweiße Zähne. Aus den Augen flammt hohes Roth, die Ohren sind kurz und etwas abgerundet. Der Schwanz ist mit außerordentlich langen Haaren besetzt, und bekommt dadurch ein sehr dickes Ansehen; diese Haare nehmen gegen die Spitze zu ab, werden kürzer, an dem Schwanze sind viele der Länge nach laufende Flecken sichtbar. Die Klauen sind stark und spitzig.

Gegen alle Arten von Schlangen hat es den tödtlichsten Haß; es erblickt keine ohne Durst nach ihrem Blute, fällt sie an und tödtet sie. Da sich in Aegypten Nattern und Schlangen gern in die Häuser schleichen, so hat man dort das Ichneumon unter die Hausthiere aufgenommen, es läßt sich sehr leicht zähmen, nimmt sanfte Sitten an, und zeichnet sich durch große Reinlichkeit aus, indem es nicht leicht, weder sich selbst, noch etwas anders beschmuzt.

Wenn es einen Gegner spürt, pflegt es sich ihm auf dem Boden, wie eine Schlange krichend, zu nähern, und dann auf einmal mit kühnem Sprunge über ihn herzufallen. Am meisten haßt es Katzen; keine darf sich blicken lassen, jede wird sogleich angegriffen, und meistentheils überwunden.

Asien und Afrika ist das eigentliche Vaterland dieses schönen Thieres.

Das Chamäleon.

Die Hauptfarbe des Chamäleons ist bläulich aschgrau, aber oft grün, oft gelblich, und mit mancherlei ungleichen Flecken von rostrothem Thon bezeichnet. Von der Veränderlichkeit und dem Wechsel dieser Farben kann man sich am besten überzeugen, wenn man das sonderbare Thier so in vollen Sonnenschein setzt, daß die eine Hälfte ganz beleuchtet, die andre ganz beschattet ist; alsdann erscheint die Farbe der unbeleuchteten Seite hellgelb, mit breiten rundlichen unförmlichen Flecken von rothbrauner Farbe, die beleuchtete hingegen bläulich. Verändert man hierauf die Stellung des Thiers, daß nun die unbeleuchtete Seite ins Licht, die beleuchtet gewesene in Schatten kommt, so geht eben diese Veränderung an der Farbe vor, augenblicklich wird nun die erste gelbe, rothgefleckte Seite, bräunlich, die graublaue, gelb und rothgefleckt. Alle Augenblicke än-

dert dieses Farbenspiel, und die Flecken erscheinen bald da, bald dort, bald groß, bald klein.

Auch in andrer Hinsicht gehört es zu den sehr merkwürdigen Thieren, und wenn man den ganzen Bau seiner häßlichen Gestalt, seinen unförmlichen Kopf, die gewürmartige Zunge, den knotigen Körper, den häßlich runzlichen Schwanz in steifer Krümmung, und die über alle Maßen sonderbare Beine betrachtet, so muß man glauben, die Natur habe ein Beispiel von Mischung eines großen Mangels an allen Körperverhältnissen, mit großen Eigenheiten in der Bildung, aufstellen wollen.

Das Thier hat außerordentlich große Lungen, es kann sich so sehr aufblasen, daß der ganze Körper dadurch vergrößert wird, das Ansehen der Wohlgenährtheit und Fettigkeit bekommt, und geraume Zeit behält, aber plötzlich zieht es die Lungen ein, und nun schrumpft das ganze Thier so häßlich zusammen, daß nichts als Haut und Kno-

chen erscheinen, die den Begriff von Krankheit und Schwindsucht geben.

Das Chamäleon hat merkwürdig gestaltete Augen, an welchen der Augapfel weiter, als bei andern Thieren, aus den Augenhöhlen hervortritt, und kegelförmig gestaltet, sich in einer kleinen, wie Gold glänzenden, Spitze endigt. Ein feines Häutchen überzieht die Augen, statt der Augenlieder, die daran mangeln, in der Mitte hat es ein Loch, wodurch das Thier sieht. Es kann beide Augen höchst verschieden zu gleicher Zeit anwenden, mit dem einen gen Himmel, mit dem andern zur Erde sehen; oder mit dem einen gerade vor sich, mit dem andern hinter sich blicken. Gewöhnlich hat es einen knotigen Busch auf dem Kopfe, es giebt aber auch glattköpfige. Aeußerst sonderbar ist die Gestalt der Füße; die vordern haben zwei Finger vorwärts, und drei rückwärts gekehrt. Alle haben starke Nägel, sie werden aber nicht sehr sichtbar.

Der Schwanz ist häßlich gestaltet, runzlich, lang, aber meistens gekrümmt; das

Thier gebraucht ihn gerade so, um sicherer auf seinen Wanderungen fort zu kommen, denn es schlingt ihn um die Aeste her, die es besteigt; es scheint überhaupt ohne Hülfe des Schwanzes nicht gut gehen zu können; auch geht es sehr träge, und nur mit großer Vorsicht.

Es kann Monate lang sein Leben fristen, ohne etwas zu genießen; aber im Stande der Freiheit ist es sehr begierig und heishungerig nach allen Arten von kleinen Insekten, und seine geschmeidige Zunge unterstützt die Hitze, womit es sie verfolgt und fängt, diese ist sehr lang, und so gebildet, daß sie nach Willkühr ausgereckt und eingezogen werden kann. An dem dicken Ende der Zunge befindet sich eine Oeffnung, womit das Thier seine Beute erhascht, und mit großer Schnelligkeit in den Magen hinabschlingt.

Wie lange ein Chamäleon ohne Nahrung sein Leben fristen könne, hat der Franzose Galbery in mehreren Versuchen beobachtet. Es sind grausame Versuche; sie geben das

Resultat: daß dieses Thier drei Monate und 24 Tage aushalten könne, ohne etwas Nahrung zu haben, und ohne zu sterben. Es möchte wohl noch länger ausdauern, aber Galbery schenkte dem Thiere die Freiheit, in welcher es sich allmählig wieder erholte.

An Größe ist das Thier sehr verschieden; oft mißt es einen Fuß, ohne den Schwanz, aber meistentheils weniger. Ausser Asien und Afrika wird es auch in den wärmsten Gegenden von Spanien und Portugall gefunden.

Die Moschus-Maus.

Es giebt einige sehr merkwürdige Thiere in der Schöpfung, welche einen sehr starken, tief dringenden Geruch weit um sich verbreiten; sie gehören zu den immer unbegreiflichen Wundern des Weltalls; mehrere Gegenstände aus dem Pflanzenreiche haben die nämliche Eigenschaft. Von dieser Art ist die unter den Namen des Moschus, allgemein bekannte Substanz, eine Absonderung, die sich in dem untern Theil des Magens vom Moschusthier erzeugt, und deren Geruch so stark ist, daß er allem, was davon berührt wird, unvertilgbar ankleben bleibt.

Die Moschus-Maus gehört in die Reihe der starkriechenden Thiere, die Ausdünstung die ihm entgeht, ist eben nicht widerlich, aber so entsetzlich durchdringend und gewaltig, daß jeder Gegenstand, den es nur einiger Maßen berührt hat, den Geruch sehr lange Zeit behält. So hat der gelehrte

Pannan sogar bemerkt, daß, wenn das Thier über eine wohl verstopfte, verpichte Weinflasche hinlief, der Wein in der Flasche durchdrungen, und des angenommenen Geruchs wegen ungenießbar würde.

Im Ganzen gehört es keineswegs zu den häßlichen Erzeugnissen der Schöpfung: seine Gestalt ist nicht unangenehm, und die Farben schön durch ihre Einfachheit. Die Hauptfarbe ist bläulichgrau, da und dort blasser; die Füße, der Schwanz, und ein Theil der Schnaunze und Nase der mit bräunlichen Flecken hart bestreut ist, haben einen schwachen Ton von rosenfarb. Der Leib ist ohne den Schwanz 8 Zoll lang, der Schwanz allein mißt 3 Zoll. Die ostindischen Inseln, vorzüglich Java, sind das Vaterland dieses Thiers.

Die amerikanische Viverre.

Die amerikanische Viverre ist den europäi= Iltis an Größe gleich, und hat wenig Aus= zeichnung an Gestalt und Farben. Ihre Farbe ist dunkelrostgelb, aber über den Rücken läuft der Länge nach ein weißer Streif. An dem Halse, an den Seiten, und an dem langen, sehr stark behaarten Schwanze befinden sich einige weiße Flecken, die bald breiter, bald schmäler sind. Wie die übrigen Arten seines Geschlechtes macht das Thier Jagd auf Vö= gel und kleine vierfüßige Thiere; vorzüglich angenehm ist ihm der Genuß von Eiern. Seine Zähne sind spitz, und die Klauen stark. Die Art, wie es sich gegen Angriffe verthei= digt, und besonders die Wirkung dieser Noth= wehr ist so seltsam, daß man das, was Beobachter davon erzählen, kaum glauben könnte, kämen nicht alle Nachrichten mit ein= ander überein. Wenn es gereizt, oder heftig

verfolgt wird, spritzt es unversehens eine so entsetzlich stinkende Feuchtigkeit aus, daß die Luft wohl bis auf hundert Schritte davon angesteckt, und mit einem unsäglich häßlichem Geruch erfüllt wird. Und wenn diejenigen die aus Erfahrung davon sprechen, die Sache nicht übertreiben, welche ihnen noch in der bloßen Rückerinnerung eine Art von Schauder und Entsetzen verursacht, so übertrifft dieser Geruch bei weitem alles, was nur immer als übelriechend verschrien ist. Diese Pestausdünstung macht, daß augenblicklich alle Hunde von der Verfolgung des Thiers ablassen, und die Jäger selbst gezwungen sind die Flucht zu ergreifen. Und wenn auch nur der kleinste Theil des häßlichen Ausflusses den Jäger berührt, so ist er sogleich allen, die ihn umgeben, unerträglich, und kann eher nicht wieder unter Menschen verweilen, bis er die Kleider ausgezogen, und den ganzen Leib auf das sorgfältigste gewaschen hat.

Der große Ameisenfresser.

Dieses Thier nährt sich von kleinen Insekten, Ameisen, und von ähnlichen kleinen Thierchen, denn nicht Ameisen allein sind sein Futter. Um seine Nahrung zu erhaschen, streckt es seine wurmförmige, sehr lange, mit zähem Schleim bezogne Zunge aus dem Rüssel hervor, und wartet so lange, bis sich viele Insekten daran versammelt haben, welche die klebrige Feuchtigkeit fest hält. Ist die Zunge beladen, so zieht er sie zurück, und verschlingt seinen Raub.

Es giebt einige deren Länge sieben Fuß beträgt; ein eigner Eindruck ist es, ein so seltsam gebildetes Thier von dieser großen Länge zu sehen. Die Farbe des Thiers ist bräunlich aschgrau, ein schwarzer Fleck läuft von beiden Schultern aus an den Seiten hin, hat oben eine weite Einfassung, wie ein Band, verschmählert sich allmählich, und

endet in der Spitze der gedachten Einfassung. Der Rüssel ist lang, und trompetenförmig. Den Schwanz bekleiden schwarze, rohe, sehr lange Haare. Auch auf den Vorderbeinen, unweit dem Fuße, befindet sich ein schwarzer Fleck. Eben diese Vorderfüße sind mit sehr starken, eingekrümmten Klauen bewaffnet, welche den zahnlosen Ameisenfresser seinen Gegnern sehr furchtbar machen, denn oft verletzt er weit stärkere Thiere als er selbst ist, mit häufigen Wunden, und tödtet sie, nach dem er sie durch beständiges Drücken ermüdet hat, indem er seine Klauen in ihrem Körper fest setzt, und große Gewalt damit übt. Er streift zur Nachtzeit umher, und schläft am Tage in abgelegenen, waldigen Einsamkeiten. Er geht sehr langsam, und hat überhaupt großen Hang zur Trägheit. Nicht allein in der äußern Bildung entscheiden sich die Ameisenfresser vor den meisten übrigen Thieren, sondern vorzüglich auch darin, daß sie gar keine Zähne haben.

Der Mococo.

Der Mococo zeichnet sich durch eine zarte Bildung, durch zierlichen Körperbau, und durch sein schönes, weißes, immer glänzend reines Fell aus, so daß er für ein schönes Thier gelten kann. Große vorstehende Augen, deren goldgelber Augenstern feurig blinkt, sind ihm eigen. Er hat ein länglich spitziges Gesicht, das aber zarte Umrisse enthält. Hinten hat es weit höhere Schenkel als vorn, und einen langen Schwanz den es stets erhebt, stets in Bewegung erhält, und den die Natur mit vielen, bestimmt abwechselnden, schwarzen und weißen Streifen geschmückt hat. Die Hauptfarbe ist weißlich grau, mit rostfarbnen Flecken da und dort gemischt, der Bauch fast weiß. Er ist sanfter Art, und gleicht in der Lebhaftigkeit, Nachahmungssucht und mehreren andern Stücken, den Affen, ohne ihre Fehler und

Tücke zu haben. Im Stande der Freiheit lebt er in Gesellschaft, und auf Madagascar findet man ihn Heerdenweise zu dreißig, vierzig auf den Plätzen. In der Gefangenschaft verursacht ihm die wunderbare Ruhelosigkeit, und Bewegsamkeit, worin er sich beständig befindet, das Loos, an der Kette angefesselt zu seyn, ob er gleich, seiner Lebhaftigkeit ungeachtet, weder wild noch unartig ist, sondern sich sehr leicht zähmen läßt. Auch dürfte man ihn sonst wohl frei lassen, denn wo er sich als Gefangener ein Mal eingewohnt hat, geht und kömmt er ohne den Wunsch zu zeigen: entfliehen zu wollen. Sein Gang ist wie bei allen Thieren welche vier Hände haben, schief und unbequem, auch gelingen ihm kühne Sprünge besser, als gewöhnliches Gehen. Er äußert wenig Stimme; viele Tage lang gar keine; nur bisweilen, wenn er gereizt oder überrascht wird, entfährt ihm ein kurzer, scharfer Schrei.

Im Schlafe bleibt er sitzen, und stützt bequem den Kopf auf die Brust. Nicht viel

größer als eine Katze scheint er zu seyn, wenn er sich von seinen überall starr emporstehenden Haaren umgeben, auf den hindern Händen emporrichtet. Diese merkwürdige Beschaffenheit der Haare ist Ursache warum er größer aussieht, als er ist. Seine Nahrung besteht aus Früchten, welche er listig zu erwischen weiß; bisweilen, aber ungern, nimmt er auch mit Fleisch vorlieb, und belauert kleine Vögel, um sie zu fangen, und zu verzehren. Selbst in der Gefangenschaft zieht er Früchte, Wurzeln, und Brod dem Fleisch vor, es mag roh oder gekocht seyn. Seine Schnaunze ist wie die eines Fuchses gestaltet, und in der untern Kinnlade hat er sechs Scheidezähne, statt daß der Affe deren nur vier hat.

Diese Thiere wohnen im östlichen Afrika, und vorzüglich auf der Insel Madagascar, wo sie in großer Anzahl in den Wäldern leben.

Der Opossum aus Virginien.

Der Opossum ist von der gütigen Natur mit einem Sack am Bauche versehen, worinnen er seine Jungen groß zieht, bei annähernder Gefahr verbirgt, und so mit ihnen davon eilt. Er wird der zahmen Katze nichts an Größe nachgeben, ist aber dicker und runder gestaltet. Die Farbe seines Fells ist graubräunlich, da und dort dunkler braun schattirt. Die Haare sind zart, stehen dicht, und ziemlich aufrecht; er hat dünne, runde, schwärzliche Ohren, am Rande mit einem lichtern Streife versehen. Der Schwanz ist nicht zu lang, hat da und dort Flecken, und ist fast kahl. Es ist ein sogenannter Wickelschwanz, dessen sich das Thier nach Art mehrerer Affen bedient, um sich fest zu halten, und von einem Ast zum andern mit Sicherheit sich fortzuhelfen.

Schönheit ist eigentlich nicht das, was den Opossum auszeichnet: sein Gesicht ist

sehr in die Länge gezogen, und das Maul, das aber gute weiße Zähne furchtbar machen, ist verhältnißwidrig groß. An den Füßen befinden sich spitze Klauen, aber an den Fingern oder Daumen der hintern Füße hat das Thier Nägel, nach Art der Affen. Die Farbe der Beine geht ins Schwärzliche über, die des Bauches ins Weiße. Auch der Schwanz wird gegen oben schwärzlich.

Seine Jungen kommen als ganz kleine, noch ungestalte, fast gefühllose Wesen zur Welt, und schlüpfen bei der Geburt entweder selbst in den Beutel hinein, oder werden von der Mutter hineingelegt. Sie klammern sich an die, innerhalb dieses Beutels am Bauche befindlichen Brustwarzen an, und verlassen diese Stelle nicht eher als bis sie gehörig erwachsen sind. Das Mutterthier ist sehr zärtlich gegen seine Jungen, es weiß sie durch Zeichen immer in der Nähe zu erhalten, und warnt höchst besorgt bei jeder Gefahr.

Geschwindes Laufen ist nicht Sache des Opassum, aber im Klettern nimmt er es mit

jedem andern Thiere auf. Er vereint, um seine Beute zu erhaschen, List mit Gewalt, lauert unter dem Laube verborgen, wenn Vögel zu fangen sind, auch hängt er sich bisweilen aus gleicher Absicht am Schwanze auf, ohne Bewegung, als ob er tod wäre, und erbeutet dadurch manchen Vogel, manches andre Thier, das ihm nichts böses ahnend, zu nahe kömmt. Hat er sich eines kleinen Vogels bemächtigt, so verzehrt er ihn nicht gleich, sondern er wirft ihn unter einen starken Strauch, oder niedrigen Baum, nachlässig hin, und hängt sich an den nächsten Ast wie tod am Schwanze auf. Geduld verdrießt ihn nicht, er wartet, bis ein grösserer ausfressender Vogel den kleinen hinweg nehmen will: augenblicklich springt er auf diesen herab, und verdoppelt so seine Mahlzeit.

Wenn aber dergleichen listige Streiche mißlingen, und er lange kein fleischfressendes Geschöpf erhaschen kann, so verschmäht er auch Insekten, kriechende Thiere, und selbst Pflanzen und Wurzeln nicht, besonders wird

alsdann das Zuckerrohr und türkisches Korn, Mais, von ihm heimgesucht.

Der Mormon.

Diese Affenart gehört unter die allerseltesten. Schöne Farben und eine höchst sonderbare Bildung des Kopfes zeichnen diesen Affen vor allen andern aus. Bisweilen erreicht er eine Höhe von fünf Fuß. Er ist stark und grobknochig, und das Ansehen von Kraft wird noch durch die Länge und Dichtheit seiner Haare vergrößert. Vorzüglich lang sind sie an den obern Körpertheilen. Die Farbe seiner nahe beisammenstehenden Augen ist kastanienbraun; zwischen ihnen zieht sich eine breite Binde von brennenden Roth, fast purpurroth, gegen die Nase herab, und diese Farbe verbreitet sich über die Spitze der Schnaunze, welche gleichsam abgestumpft, abgeschnitten scheint; einem Schweinsrüssel nicht unähnlich. Die Wan=

gen sind glänzend veilchenblau, und werden von vielen tiefen Strichen gleichsam durchfurcht, welche sich aus jener rothen Binde wie Strahlen aufwärts ziehen. Der übrige Theil des Gesichts ist schmutzigweißgelb. Ueber der Stirn erheben sich die Haare in einer seltsam spitzen Form; von den Kinn hängt ein lichtorangengelber, zugespitzter Bart herab. Die Zähne sind sehr groß und stark.

Am hindern Theil des Halses ist das Haar viel länger als am übrigen Körper, gekrümmt, und ahmt eine Art von Pelzbekleidung, Paledin, nach, welche gegen die vordern Körpertheile herab läuft. Der untere Körpertheil hat eine blaßolivengelbliche Farbe, und ist gegen den Rücken zu mit Braun und Schwarz getuscht. Brust und Bauch sind fast weiß von Farbe, und über jener langhaarigen Pelzbekleidung am Halse und am Hindern, erblickt man eine leichte Tinte von Violet, mit Mischung von Braun. In der Gegend der Lenden befinden sich fast keine Haare, und hier sieht man wieder

Veilchenblau, in Uebergang in leichtes Purpurroth. Aber noch höher erscheint diese blauröthliche Farbe an dem Theile des Leibes, woran der kleine Schwanz hervorragt, der nur wenig bemerkbar ist. Inwendig haben die vier Hände eine schwärzliche Farbe; sie sind mit breiten, spitzen Nägeln versehen. Der Mormon kennt seine Leibesstärke, und zeigt sich oftmals sehr wild. Darin gleicht er allen Pavianen der größern Art. Sein Vaterland ist das innere Afrika.

Der Silen Affe.

Dieser schwarzhaarige stark geschwärzte Affe gewährt einen sehr häßlichen Anblick. Er gehört in die Reihe der größeren, doch nicht zu den größten. Er ist so groß als ein mittelmäßiger Hund. Sein Fell ist mit rauhen, schwarzen Haaren besetzt, die untern Körpertheile minder dunkel. Der große lange Bart welcher das ganze Gesicht umgiebt, ist fast weiß. Der Charakter dieses Thiers hat viel Bösartiges und Wildes. Man trifft ihn in mehreren Gegenden von Ostindien an, vorzüglich auf der Insel Zeylon, wo er im Wäldern einsam und verborgen lebt. Auch in innern Afrika soll er bemerkt worden seyn.

Der langhändige Affe.

Gewöhnlich ist an dieser Art Affen der ganze Körper mit schwarzen Haaren bedeckt, doch giebt es auch einige welche ein gelblichweißes Fell auszeichnet, nur am Gesichte und Händen ist stets jene schwarze Grundfarbe bemerkbar.

Der starke, ehrwürdige Eremitenbart, welchen er besitzt, mildert die Häßlichkeit seines Gesichtes nicht; das große rollende Auge, der Trotz seiner Miene, verräth viel Wildheit, demohngeachtet ist er aber doch bei weitem sanfter und leichter zu behandeln als die meisten Affenarten, welchen Tücke und Bösartigkeit von Natur ankleben. Er verdient sogar das Lob der Bescheidenheit und Höflichkeit. Sein gerader Gang, und die ungeheure, verhältnißwidrige Länge der Arme macht ihn vor allen andern Affen kenntlich, selbst wenn er gerade steht berüh-

ren sie die Erde. Seine Hände sind sehr wohl geformt, nur an der Außenseite behaart, innen kahl. Die Nägel an den Fingern ründen sich wie an der Menschenhand. Von einem Schwanze ist bei ihnen kein Merkmal sichtbar. Man findet ihn bisweilen von Menschengröße, doch auch kleiner, in einer weiterm Spielart, in allem dem großen ähnlich, nur um die Hälfte kleiner. Er bewohnt die inneren Gegenden von Bengalen, und auch sonst mehrere von Ostindien, jene vorzüglich. Früchte sind seine Nahrung.

Der Condor aus Peru.

Dies ist ein zum Geiergeschlecht gehöriger ungeheuer große und starker Vogel. Sehr auffallend an ihm ist eine Art von Sack unter der Kehle, der sich am Halse hinzieht, und an der Seite desselben erscheinen sieben fleischige, gleichsam ohrförmige Läppchen, eines über das andere herliegend, von bläulicher Farbe. Das unterste ist am kleinsten, und immer das nächste größer als das unter ihm liegende. Hals und Brust, röthlich von Farbe, sind federlos, nur sparsam mit schwärzlichen kurzen Haaren da und dort bestreut. Der Kamm auf dem Haupte steht aufrecht; an seiner Wurzel dick, am Rande scharf, wie schneidend, in seinen Umrissen nicht überall gleich, sondern leicht gebogen, mitten tiefer, gegen vorn und hinten sich wieder erhebend. Seinen Bestandtheilen nach gleicht er dem Kamm des Geiers, den man Papa nennt. Nur wenig entfernt von die-

sem größeren Kamm, erscheint an jeder Seite ein kleinerer von den nämlichen Bestandtheilen, gleichsam mit einer Art von rauher Wolle besetzt.

Die Farbe des Kamms ist schwärzlich ins röthliche und bläuliche in einigen Theilen übergehend. Unten am Halse hängt ein birnförmiger Lappen, den auch der weibliche Condor hat, es fehlt diesem nur der Kamm, denn übrigens ist er den männlichen ähnlich, nur weit kleiner als das Männchen. Von jeder Spitze der längsten Schwingfedern bis zur andern mißt der männliche Condor, wenn die Flügel ausgebreitet sind, vierzehn Fuß. Im Verhältniß seines Körpers ist sein Schwanz bedeutend groß und lang. Die Stärke dieses Vogels ist ausserordentlich: er greift große vierfüßige Thiere an, bekämpft und besiegt sie, und führt die schwere Beute mit sich in die Luft. Seine Krallen sind nicht groß, aber die Kraft welche darinnen liegt, macht ihren Angriff furchtbar. Die Gebirge des südlichen Amerikas sind der Aufenthalt dieses Gewaltigen unter den Vögeln.

Der Goldfasan.

Der Goldfasan gehört zu den schönsten Geschöpfen, und zu den ausgezeichnesten an Reichthum und Schimmer der Farben. Er übertrifft selbst den Pfau an Schönheit, und wird nur von den feinsten Kolibriarten übertroffen. Er ist kleiner als der gemeine Fasan, zwei Fuß zehenhalb Zoll lang. Schnabel und Augenstirn sind gelb. Ein Busch von hellgelber glänzender Farbe auf den Kopf, welchen er rückwärts legt, giebt ihm ein schönes Ansehen. Die Hauptfarbe seines Federkleides ist karmasinroth. An den Wangen ist er kahl; sie sind fleischfarben. Der hindere Theil des Kopfes hat orangenfarbene Federn, die mit schwarzen Linien besetzt, und nicht rund oder oval, sondern wie abgeschnitten sind, und zwei Ecken bilden. Ihre Länge ist beträchtlich, eben so ihre Anzahl. Der Vogel schaltet mit dieser Art von Galo-

binde nach Gefallen, hebt und senkt sie. Wenn er in Leidenschaft geräth, hebt er, wie der Haushahn diese Federn empor. Unter diesen liegen grüne, an den Enden abgerundete Federn, die schwarze Spitzen haben. Rücken- und Steißfedern sind gelb. Neben dem Schwanze, dessen Länge sich sehr auszeichnet, liegen schmale, karmasinrothe Deckfedern, die auf jeder Seite des Schwanzes überfallen.

Die Flügel sind durch kastanienbraune Federn gezackt; auf den Schuldern sind sie mit gelb gemischt. Der Schwanz ist da wo er am Körper ausgeht, breit, unten zugespitzt: die längste Feder mißt drei und zwanzig Zoll, jede folgende ist um etwas kürzer. Die Farbe der Schwanzfedern braun mit schwarz leicht gemischt. Die Füße sind gelb, und mit einem Sporn versehen, die Klauen daran sind weiß. Worte schildern den mannichfaltigen Farbenschimmer nur schwach, selbst der geschickteste Maler erreicht mit dem Pinsel nicht ihre Schönheit.

Kleiner ist das Weibchen, und hat nicht den männlichen Farbenschmuck. Es hat ein sehr sanftes, zartes Ansehen; einfach, braun mit gelb gemischt ist die Hauptfarbe seines Gefieders; der Augenstern dunkelbraun. An den Flügeln und am Schwanze ist es mit zarten Flecken und Streifen bezeichnet. Sein Schwanz ähnelt dem des Männchens; nur ist er kürzer. Auch hat ihn die Natur die Sporn an den Füßen versagt.

China ist das Vaterland dieses schönen Paares, und dort ihr Name: Kin=ki. Man hat sie in die Fasanengärten europäischer Großen verpflanzt, und sie sind bereits so einheimisch darin geworden, daß sie sich recht gut vermehren, und in der Gefangenschaft sich wohlgefallen. Ihre Eier sind denen des Perlhuhns ähnlich, und röther als diese des gemeinen Fasans. Man speißt das Fleisch vom Fasan und lobt dessen Geschmack.

Neuere Naturforscher haben am Fasan eine besondere Eigenschaft bemerkt: wenn nämlich das Weibchen fünf, sechs Jahr alt ist, öfters Eier gelegt, und ausgebrütet hat,

so wechselt es, auf eine bewunderungswürdige Art, sein ganzes Gefieder, und nimmt das Farbenkleid des Männches so täuschend an, daß es dieses selbst nicht mehr kennt, sondern für einen Bruder hält, und eben so feindlich wie diesen behandelt. Man hat sogar auch den Fall beobachtet, daß junge Weibchen, die noch nicht gebrütet hatten, diese Aenderung erfuhren. Von diesem merkwürdigen Zeitpunkt an hört die Fruchtbarkeit auf. Nur die Sporn fehlen, um ganz wie der Hahn auszusehn.

Der Grund-Papagei.

Dieser Vogel ist klein, wohl einer von den kleinsten Papageien, kaum so groß als eine Turteltaube, aber ein ungemein schöner und angenehmer Vogel. Er gehört in die Reihe derer, die man macrouras, oder langschwänzig nennt. Das lebhafteste Grasgrün, das man sich denken kann, ist die Hauptfarbe seines Federkleides, und jede einzelne Feder auf den Schultern und den Rücken hat in der Mitte einen schwarzen Fleck von seltsamer Gestalt, bald halbmondförmig, bald herzförmig, der mit lichterm Gelb eingefaßt ist. Der Kopf hat mehrere kleine schwarze Streifen, und an der Stirn befindet sich ein rother Fleck. Der Schwanz ist keilförmig, und seine schönen langen Federn von hochgelber Farbe sind in ihrer ganzen Länge (einige der mittlern ausgenommen) mit dunkelschwarzen Streifen besetzt, die der Breite nachgehen.

Dieser schöne Vogel scheint den Uebergang von den Papageien zu andern Geschlechtern zu bewirken; denn da die Papageien stets auf Bäumen sitzen, und dem Bau ihrer kurzen Beine gemäß nicht auf dem Grunde laufen können, so ist dieser dagegen so gebildet, daß er nicht auf Bäumen verweilt, sondern niedre Gesträuche und Grasplätze liebt, und auf dem Boden rasch und bequem einher läuft. Er hat weit längere Füße als die andern Papageien, und lange Klauen an den Zehen, fast wie unsere Lerchen. Seine Nahrung sind Insekten, und sein Aufenthaltsort Neu-Südwales.

Der Pelikan mit dem rothen Schnabel.

Die weiße Farbe ist bei diesem Vogel vorherrschend, nur die größern Schwingfedern sind schwarz, und eben so einige Federn auf den Schultern. Der Schnabel hat eine röthlich gelbe Farbe, und ist mit merkwürdigen, der Länge nach laufenden Höckern, von ungleicher Höhe und Gestalt besetzt. Der Sack unter der Kehle ist sehr weit und vielfassend, und mit schmalschwarzen Streifchen der Länge nach bezogen. Er ist das Behältniß, worin dieser Vogel die von ihm erbeuteten Fische verwahrt, und so geräumig, daß er eine ganze Menge darin aufbewahren kann. Er ist in Nord-Amerika einheimisch, seine Nahrung besteht, wie gesagt, aus Fischen; sie, und die damit verschluckte Wassermenge dehnen oft seinen Sack sehr aus.

Man hat oft behauptet der Pelikan tränke seine Jungen mit Blut, und hacke sich die Brust freiwillig auf, um ihren Durst zu stillen. Dieser Irrthum, der sich Jahrhunderte erhalten hat, rührt von der Stellung her, welche der Pelikan nimmt, wenn er, nach glücklichem Fang in sein Nest am Gestade geeilt ist, um zu füttern. Er drückt den Schnabel fest an die Brust herab, öffnet ihn so, und theilt der Reihe nach an die gierigen Jungen aus, die innere rothe Farbe der Schnabelspitze, und zufällig das Blut, welches etwa von den durch den Fang verletzten Fischen herkommen mochte, gaben zu diesem Mährchen Anlaß.

Der Upupa, Felsenhahn.

Den größten Theil der Vögel von Ost- und Westindien hat der Schöpfer einen Vorzug in schönfarbigen Federn von den europäischen verliehen, den meisten aber dafür die angenehme, oft sehr melodische Stimme versagt, welche die Vögel von Europa auszeichnet. An einigen von jenen Fremdlingen sind alle Farben, in allen Mischungen und in ihrem höchsten Glanze verschwendet; andre ziert eine einzige, vorzüglich hohe, lebhafte, schimmerreiche Farbe, welche sich über den ganzen Leib verbreitet. Von dieser letzten Art ist der Upupa oder Felsenhahn.

Selbst der Paradiesvogel, dessen Rücken mit schöner, gold-orange Farbe geschmückt ist, hat diese nicht in so hoher Schönheit und Reinheit wie der Felsenhahn. Ueberdies hat er an seinem Federbusch eine seltne, merkwürdige Zierde. Dieser ist sehr reich an Federn, aufrecht, gedoppelt, reihenweise

geordnet, und wie durch Kunst in eine rundliche Masse gebogen, welche sich von dem obern Theile des Schnabels über den ganzen Kopf hinzieht, an ihrem obern Rande wie mit der Scheere beschnitten. Eine andre Seltenheit sind die Federn, welche sich an beiden Seiten hinter den Schwingen, und im Schwanze des Vogels befinden. Auch sie sind an ihrer Spitze wie mit der Scheere künstlich zugeschnitten, nicht rund oder eiförmig, sondern in einwärts gekehrten Biegungen. Nur wenige Vögel haben ähnlich gestaltete Federn.

Der Upupa bewohnt finstre Felsenhöhlen, baut in solchen sein Nest, und das Weibchen legt zwei weiße Eier, unsern Taubeneiern an Größe gleich. Er ist scheu und unbändig; nur in früher Jugend eingefangen und gepflegt, gelingt es bisweilen ihn zu zähmen, so daß er friedlich mit andern Hausgeflügel lebt, und an dessen Nahrung Theil nimmt. In Cayenne und Guiana, Gegenden des südlichen Amerika, trifft man ihn in den Hühnerhöfen der Colonisten gezähmt an.

Der größere Paradiesvogel.

Das prachtvolle Geschlecht der Paradiesvögel begreift solche Vögel in sich, die sowohl durch ihre zarte Bildung und auch durch ihre Farben vorzüglich sind.

An Größe seines Körpers ist dieser der größern Gattung, der gemeinen Drossel fast gleich. Die Hauptfarbe seiner Federn ist glänzend- oder eisenrost Farbe, die aber an den untern Körpertheilen tiefer wird, und in das Purpurrothe übergeht. Die Stirn und der Schnabel sind von grünlichen, goldenschimmernden Federn, wie von einer sammtnen Maske umgeben, auch der vordere Theil des Halses prangt mit dieser Farbe. Der Kopf ist gelblich. Aus dem Hintertheile des Leibes ragen Büschel von sehr feinen, langen, gelblichweißen, oft sehr gelben Federn hervor, die abwärts hängen, leicht, flüchtig, fast so körperlosen Gewebe sind,

daß sie kaum die Radiernadel oder ein Pinsel darstellen kann. Viele haben diese Menge von zarten, prächtigen Federn für den Schwanz des Vogels gehalten, dieser ist aber weit kürzer, und wird von jenen versteckt. Die Beine des schönen Vogels sind etwas plump.

Diese Vögel sind in Ostindien, vorzüglich auf den moluckischen Inseln, einheimisch. Fast ohne Bewegung, gleichsam schwimmend, sieht man in ruhiger Luft Schaaren von ihnen langsam dahinstreichen, von den langen zarten Federn, wie von einem Mantel getragen. In stürmischer Witterung darf dieser Vogel sich nicht ins Freye wagen, denn der Wind überwältigt ihn leicht, und statt ihn im Fluge weiter zu tragen, stürzt er ihn zur Erde, wo er dann leicht gefangen wird.

Der geschmückte Colibri.

In Amerika wird dieses Geschlecht äußerst klein, an Farben und Glanz reicher Vögel, welche die schönsten unter allen sind, und Colibri heißen, gefunden. Sie bewohnen die wärmeren Gegenden dieses Welttheils, und sind in andern, kälteren, nur sehr selten anzutreffen. Bei ihrer Schönheit zeichnet sie auch eine große Munterkeit und die schnelle Bewegung ihrer Flügel aus, die zu bewundern ist. Nicht mit irgend einer andern Farbe, an den Federn andrer Vögel, läßt der Schmuck sich vergleichen, welcher sie ziert, er streitet an Glätte und Schimmer mit den edelsten Metallen, wenn sie die Kunst polirt hat, mit Brillianten, und andern Edelsteinen. Eher mit diesen, als mit sonst irgend einer Federbekleidung andrer Vögel ist ihre Schönheit zu vergleichen. Kenner bemerken besonders die Klarheit des Sa-

phirs und Smaragdes, und den Goldschimmer des Chrysolits an ihnen.

Der obere Theil seines kleinen Körpers schimmert von grünem Golde, der untere, die Kehle ausgenommen, ist von brauner Farbe, die aber am Bauche immer blässer wird. Auf dem Kopfe trägt er einen grossen etwas rückwärts gebogenen Federbusch, wie von der allerfeinsten Seide zusammengesetzt, und hochroth gefärbt. Die langen Schwingfedern und der Schwanz sind kupferfarbig. An jeder Seite des Halses, befinden sich mehrere lange Federn, die geradeaus stehen, und dem schönen Thierchen ein sonderbares Ansehen geben. Auch sie tragen zu seiner Verschönerung bei, sie sind rothbraun; und jede endigt sich mit einem Spiegel, wie die Pfaufeder, von grünem Golde schimmernd. Man behauptet: der Vogel könne diese Federn nach Gefallen an sich ziehen und ausstrecken. Der Hals schimmert wie Gold, aber grünlich, und die Farbe geht ins bräunliche über, je nachdem der

Vogel so oder anders beleuchtet ist. Schnabel und Füße sind schwärzlich.

Honig, aus Blumen gesammelt, und ganz kleine Insekten sind die Nahrung dieser Miniaturvögel, ihre Eier so klein wie Erbsen, ihre Jungen, wie Fliegen; und ihre Nester, ein Paar zusammengeheftete Baumblätter, mit Fäden aus den Blumenkelchen weich ausgestopft.

Die große Buschspinne ist ihr Feind, belauert und tödet sie; man hat ihr daher mit Recht den Namen des Colibrifressers gegeben. Um diese schönen kleinen Vögel zu fangen; oder auf der Jagd zu töden ist weder Flinte, noch Pulver und Blei nöthig, eine kleine mit Wasser oder Sand gefüllte Spritze ist schon zu dieser Absicht hinlänglich.

Es gehört bei den Spanierinnen und Portugiesinnen in Amerika zum Putz, dergleichen kleine Vögel wenn sie getödet und an Nadeln befestigt sind, in ihre Haarlocken zu stecken; und in der That, sie ersetzen an Schimmer den schönsten Diemant.

Der Flamingo.

Die Beine und der Hals dieses Vogels haben eine so außerordentliche und verhältnißwidrige Länge, daß sie ihm in seinem Einherschreiten, und in seinen Bewegungen hinderlich werden.

Die daraus entstehende Unbequemlichkeit wird noch dadurch vermehrt, daß auch der Schnabel gleichsam wie abgebrochen, wie mit Gewalt abwärts gekrümmt ist, und sich von der Mitte aus, schnell gegen den Hals zu einwärts biegt. Wenn daher der Vogel den Hals gegen die Erde kehrt, so berührt er sie nicht so wohl mit dem Schnabel, wenigstens nie mit dessen Spitze, sondern mehr mit der Stirne, und ist genöthigt seine Nahrung gleichsam seitwärts wegzumähen. Schön ist die Farbe seines Gefieders; sein Farbenschmuck entschädigt alle seine andern Mißverhältnisse.

Die Hauptfarbe seines Gefieders ist roth, sehr hochroth, das aber an einzelnen Theilen ins Blassere, bis ins Weißliche übergeht. Die Schwingfedern sind von dem dunkelsten Schwarz, und tragen durch ihre plötzliche Abweichung vom Roth des Vogels zu seiner Verschönerung bei. Der Schnabel ist roth, an der Spitze schwarz; Beine und Füße sind blutroth. Er ist kaum so groß als eine Gans, aber durch die Länge seiner Beine und seines Halses, scheint er viel größer. Er bildet sein Nest aus Lehm, den er mühsam zusammen scharrt, und bis zu einem Hügel erhebt, der so hoch ist, daß er oben darauf sitzen, und seine Beine seitwärts herabhängen und ausstrecken kann. Auf diesen Hügel legt das Weibchen die Eier, und brütet sie in der eben bemerkten Stellung aus.

Der Flamingo ist in Afrika und in mehreren Gegenden von Amerika einheimisch.

Sentenzen der Lebensweisheit.

1. Bestimmung des Menschen ist: Wahrheit erkennen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun.

2. Ein Rechtschaffner thut in Allem seine Pflicht, und überläßt dann den Ausgang vertrauensvoll der Vorsehung.

3. Die schönste Saat edler Thaten sproßt verborgen; aber einst wird sie herrliche Früchte tragen.

4. Tugend und Religion begleiten uns durch die Thäler des Todes.

5. Der Tugend gelebt zu haben hat noch keinem gereut.

6. Jede gute That ist eine Rose in dem Garten Gottes.

7. Die edlen Thaten des Guten sind auch dann noch wirksam, wenn sein Name längst vergessen ist.

8. Frühe Sünden erzeugen lange Reue, und die Vergehen der Jugend schlagen tiefe Wunden im hohen Alter.

9. Auf Erden reift keine Seligkeit.

10. Sei zufrieden, wenn hier deine Glückseligkeit blüht; dort wird sie reifen.

11. Das größte Unglück ist: Unglück verdient zu haben; so wie der Gedanke, des Glückes werth zu seyn, das höchste Glück ist.

12. Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht! Das ist die einzige wahre Seelenstimmung, um glücklich und alt zu werden.

13. Gute Lebensordnung ist die beste Arzenei.

14. Des Menschen Leib ist ein Gott geweihter Tempel. Darum sei er dir heilig.

15. Mäßigung ist das Geheimniß glücklich zu seyn.

16. Prachtliebe, Weichlichkeit, unnöthiger Aufwand und Zerstreuungssucht, waren von jeher die Vorboten des Elends, und das Grab des allgemeinen Wohls.

17. Nur gar zu oft suchen wir unsere Glückseligkeit da, wo sie nicht zu finden ist.

18. Sollen deine Geschäfte guten Fortgang haben, so thue alles zur rechten Zeit, und laß dich nicht durch Nebendinge unterbrechen.

19. Unordnung scheint zu fördern, und ist am Ende der größte Zeitverlust. Aber die Hälfte seiner Arbeit hat Der gethan, der sich an Ordnung gewöhnt.

20. Gefühl seines wahren Werths giebt Kraft; Gefühl seines Unwerths raubt sie.

21. Erst denke und dann handle; so wirst du nur Das thun, was dich nie gereuen kann.

22. Wer sein Gedächtniß nicht übt, nimmt dem Verstande seine Nahrung.

23. Je mehr man Gutes thut, desto mehr wächst die Liebe dazu.

24. Wer seine Seele verschönert, der verschönert seinen Himmel.

25. Schönheit vergehet wie Staub; Tugend bestehet wie Gold.

26. So lange Tugend und Unschuld in uns wohnen, so lange haben wir den Himmel in uns.

27. Fürchte die Wollust; sie ist die Mutter der Schmerzen.

28. Ausschweifungen in der Jugend sind Verschwörungen wider das Alter. Man bezählt am Abend allemal die Thorheit des Morgens sehr theuer.

29. Gute Sitten sind ein kostbarer Reichthum.

30. Nicht der äußere Schein der Reinlichkeit, sondern die Reinlichkeit selbst ist wahre Zierde.

31. Seine Unwissenheit erkennen, ist der erste Schritt zur Weisheit; sich selbst aber für weise halten, der sicherste Weg zur Thorheit.

32. Sieh, was du seyn kannst, und fasse Muth es zu werden.

33. Fürchte keinen Feind so sehr, als deine Affekten und Begierden. Je mehr du ihnen nachgiebst, desto mehr werden sie wider dich streiten.

34. Kleine Fehler und Vergehungen, sind der Same zu großen.

35. Das sicherste Mittel, wodurch man sein Herz vor dem Laster bewahren kann, besteht darin, daß man über sich selbst wacht, und seinen Begierden gewisse Grenzen vorschreibt.

36. Der Mensch muß bis an das Grab an seiner Besserung arbeiten; der ist nicht gut, der nicht ernstlich sich bemüht, noch besser zu werden.

37. Gute Vorsätze sind noch keine Besserung.

38. Wer sich zu viel mit kleinen Dingen abgiebt, wird gewöhnlich unfähig zu großen.

39. Der Bösen Gesellschaft verderbet die Reinheit des Herzens und der Sitte.

40. Wirke so viel du vermagst, dann wird deine Lebenssonne heiter untergehen.

41. Verschiebe nicht bis auf den Abend, was des Morgens ausgerichtet werden kann.

42. Ein geschäftiges Leben bewahrt vor Sünden.

43. Jede Sache mißling, welche man ohne Muth und Lust angreift.

44. Denken und thun heißt: leben; viel denken und viel thun: lange leben.

45. Was man in der Jugend lernt, bleibt wie eine Schrift in Stein gegraben.

46. Der Mensch lebt nur eine Jugend, sie froh und weise benützen, ist Gewinn für das ganze Leben.

47. Wer die Zeit der Aussaat übersah, wie will der sich freuen zur Zeit der Aernte?

48. Die stillen Stunden des Lebens sind die heilsamsten und heiligsten Stunden des Menschen. Benutze sie dazu, dein Herz über das Irdische und Vergängliche zum Himmlischen und Ewigen zu erheben.

49. Wer aus den Fehlern, die Andre begehen, die Kunst erlernt, keine zu begehen, verdient weise genannt zu werden.

50. Das gegenwärtige Leben gleicht einem Rosenstrauche, der unter tausend Dornen auch manche sanfte Blume trägt.

51. Auch in dem irdischen Leben sind bisweilen Stunden des Himmels.

52. Nicht häufiger, sondern weißer Genuß macht das Glück des Lebens.

53. Spiel und Vergnügen muß nie Beschäftigung, sondern nur Erholung von der Beschäftigung seyn.

54. Der heitre Mensch ist in der Welt ein wahrer Wohlthäter.

55. Gute Laune ist überall willkommen; böse nirgends.

56. Die Quelle unsers Mißmuths fließt oft allein aus unsern Herzen.

57. Die Hoffnung ist das Morgenroth der Freude, und die Erinnerung ihr Abendroth.

58. Es ist sehr weise mit unsern vergangenen Stunden zu reden.

59. Oft träumt der Mensch ein künftiges Glück, und verschläft darüber das gegenwärtige.

60. Hoffnung ist ein Balsam für die Seele, eine sanfte Linderung des Kummers in jeder Noth.

61. Wer auf betrügliche Dinge hofft, sammelt sich Tage des Leidens und schlaflose Nächte.

62. Weisheit und Tugend beglücken den Menschen, in welche Lage ihn auch sein Geschick gesetzt haben mag.

63. Immer wünschen, heißt: immer träumen.

64. Lerne entbehren, um glücklich zu seyn.

65. Laß dich nie zu Glücksspielen überreden; du magst gewinnen oder verlieren — du verlierst allemal.

66. Zufriedenheit ist ein verborgner Schatz, den der Kummer nie entdeckt.

67. Unzufriedenheit ist das Merkmal eines kranken Herzens.

68. Wer weise seyn will, zürne nicht wenn er getadelt wird, und erhebe sich nicht, wenn er gelobt wird.

69. Auf jeden Umsturz deiner Wünsche sei gefaßt; den vermuthenten Gast empfängt man besser als den unvermutheten.

70. Eine einzige Thorheit kann uns auf immer unsere Zufriedenheit und unsern Wohlstand rauben.

71. Im häuslichen Zirkel sind die wahren Freuden der Erholung.

72. Untröstlicher Jammer geziemt unsterblichen Seelen nicht.

73. Unglück macht oft weiser und besser.

74. Der fromme Dulder wendet seinen Blick zum Himmel, und suchet dort, was die Erde nicht zu geben vermag.

75. Im Glücke sich nicht erheben, und im Unglück den Muth nicht sinken lassen, ist edel.

76. Ein gutes Gewissen verzehrt den Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen wenn man dürstet, ein Stab wenn man sinkt, ein Schirm, wenn die Sonne sticht.

77. Die Menschen sind dazu in der Welt, daß Einer den Andern Gutes thun soll.

78. Menschenliebe ist der schönste Same, den der Sterbliche in dieser Saatzeit ausstreuen kann, der überall Wurzel faßt, den Säemann hier schon mit süßduftenden Blüthen erquickt, und ihn — wo nicht hier, doch gewiß am kommenden allgemeinen

Erntefeste mit schön gereiften Früchten belohnt.

79. Thue Nichts, wodurch du Andern eine Freude verdirbst, wenn sie auch noch so klein wäre.

80. Beneide den Glückwunsch nicht; so wirst du dich um Vieles glücklicher fühlen.

81. Kein Geiziger ist gut, er sei König oder Bettler.

82. Eine argwöhnische Gemüthsart erstickt in der Knospe jede gütige Neigung. Sie macht das Herz hart, und entfernt Menschen von Menschen.

83. Thue nichts im Augenblick des Zorns.

84. Wer Das verspottet, was Andern ehrwürdig und heilig ist, verräth Schwäche des Kopfes, oder ein böses Herz.

85. Ein Rechtschaffener kennt die Lüge nicht. Darf man auch nicht immer sagen, was man denkt, so muß man doch immer denken, was man sagt.

86. Flüche und Schimpfreden sind Schande für den, der sie ausspricht.

87. Wahre Bescheidenheit ist ein dickbelaubter Baum, der unter seinen Blättern die Früchte verbirgt, die er trägt.

88. Höflichkeit gehört unter die schönsten Bande des geselligen Lebens, und ist diejenige Eigenschaft, wodurch die Zufriedenheit im Umgange mit Menschen vollendet wird.

89. Schön ist die Thräne wahrer Empfindsamkeit und sanften Mitgefühls; sie erquickt das Herz, wie der Abendthau nach des Tages Glut die Pflanze.

90. Wer wohlthut, nähert sich der Gottheit.

91. Die edelste Rache ist: das erlittene Unrecht vergeben.

92. Ein der Freundschaft würdiges Herz, wird immer Freude finden.

93. Für Wohlthaten nicht dankbar seyn, ist schändlich, und wird von Allen dafür gehalten. Darum klagen über Undankbare selbst Undankbare.

94. Versündigungen gegen Aeltern sind Dornen, die man sich selbst auf den Pfad des Lebens streut.

95. Des Friedens Quelle erheitert lieblich die Tage des Lebens, wenn Geschwister fromm, weise und nachsichtsvoll sind.

96. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießet, und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Gräbmäler hängen, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

97. Auch die Toden soll man ehren. Sie sind Saat von Gott gesäet, reif zur Aernte am großen Sammlungstage der Aehren.

98 Es ist etwas Göttliches, für unbekannte Schnitter säen, und Nachkommen ärnten lassen, wo wir für eignen Genuß nicht bauten.

99. Die Religion gewährt dem Rechtschaffenen ungestörten Frieden während seines Lebens, und beseligende Hoffnungen in der Stunde des Todes.

100. Nur vom Geiste kommt Geist, und nur von einem Gott das Göttliche.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

[illegible]
Die Geschichte [illegible]
[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lange, Eduard Wilhelm Heinrich

Lehrreiche Darstellungen für Knaben und Mädchen bestehend: in moralischen Gedichten, Erzählungen und Fabeln; interessanter Notizen aus Natur- und Vö lkerkunde und Sentenzen der Lebensweisheit

Nürnberg ; Leipzig [1824]

Paed.pr. 4461 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762044-4